



E. Dulko, M. E. Kaufmann, L. Jansen, M. Weule (Hg.)

AFRIKABILDER

Dokumentation einer Tagungsreihe
zum Afrikadiskurs in den Medien
und zum AlltagsRassismus in Deutschland

Elisabeth Dulko, Lothar Jansen, Margrit E. Kaufmann, Manfred Weule (Hg.)

AFRIKABILDER

**DOKUMENTATION EINER TAGUNGSREIHE
ZUM AFRIKADISKURS IN DEN MEDIEN
UND ZUM ALLTAGSRASSISMUS IN DEUTSCHLAND**

IMPRESSUM

Herausgebende:

Elisabeth Dulko, Dr. Margrit E. Kaufmann,
Lothar Jansen, Manfred Weule (Hg.)

Federführung und Gesamtverantwortung:

Bundesarbeitskreis ARBEIT UND LEBEN
Robertstraße 5a
42107 Wuppertal
Fon: +49 202-97404-0
www.arbeitundleben.de

Kooperationspartner:

ARBEIT UND LEBEN Bremen
Bahnhofplatz 22-28
28195 Bremen
Fon: +49 421-960 89-0
www.aulbremen.de

Bremer Institut für Kulturforschung (bik)
Universität Bremen, FB 9
Enrique-Schmidt-Straße 7
28359 Bremen
Fon: +49 421 218-676 631
www.kultur.uni-bremen.de

Wir danken für finanzielle Unterstützung
dem Bundesministerium für wirtschaftliche
Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ),
der Universität Bremen,
der Hans-Böckler-Stiftung sowie
der Senatskanzlei Bremen – Referat für Integrationspolitik.

Weitere Unterstützende:

Kanzler und Fachbereich 9 der Universität Bremen,
Afrika Netzwerk Bremen (ANB), Autonomer internationaler
Studentenausschuss des AstA der Universität Bremen (AISA),
Mate ni kani e.V. – Verein für kulturelle Bildung in Niger
und weitere Personen und Organisationen in Bremen,
Janne Grote und Maike Koschorreck von der Bremen
International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS)

Redaktion:

Elisabeth Dulko, Kathrin Buhl, Janne Grote, Lothar Jansen

Fotos:

Manfred Weule (außer auf den Seiten 15, 17, 19)

Gestaltung und Satz:

taips. Bremen

**Die Herausgebenden sowie Autorinnen und Autoren sind
verantwortlich für die von ihnen gezeichneten Beiträge.**

Bremen 2013
ISBN 978-3-920594-00-2

INHALT

VORWORT	Barbara Menke	5
EINLEITUNG	Dr. Margrit E. Kaufmann, Manfred Weule	6
	»Gefühls-Aus / Aufbrüche« Katharina Mevissen	7
TEIL I ZUM AFRIKADISKURS IN DEUTSCHEN MEDIEN		
AUGENZEUGEN – ZUM AFRIKABILD IN DER DEUTSCHEN GESCHICHTSSCHREIBUNG		
	Afrika in deutschen Schriften der Frühen Neuzeit am Beispiel von »Die Merfahrt« von Balthasar Sprenger Dr. Aïssatou Bouba	10
AFRIKA IN MUSEEN UND SAMMLUNGEN		
	Die Darstellung Afrikas im Museum – historische Einblicke am Beispiel Bremens Silke Seybold	14
	In Afrika gibt es auch Hochhäuser? Eine Auseinandersetzung mit Blick auf die Anderen am Beispiel des Rautenstrauch-Joest-Museums in Köln Prof. Dr. Marianne Bechhaus-Gerst	17
AFRIKA IN FILM / FOTOGRAFIE / JOURNALISMUS / POPKULTUR		
	Von Heinz Rühmann bis zum Traumschiff. Bilder von Afrika im deutschen Film Martin Baer	21
	Möglichst wild und nackt – Zur Rolle der historischen Fotografie in der europäischen Wahrnehmung Afrikas Manfred Weule	25
	»Journalisten der Finsternis« Dr. Lutz Mücke	28
	Zwischen Revolutionär und Rumgetränk: Patrice Lumumba in den Massenmedien und der Popkultur Johnny van Hove	33
AFRIKA IN KINDER- UND SCHULBÜCHERN		
	Schwarze Menschen in Kinderbüchern Dr. Eske Wollrad	37
	Repräsentation Afrikas in deutschen Schulbüchern am Beispiel des Schulfachs Geschichte (Sek I und II) – Eine Stichprobe Elisabeth Dulko, Anke Namgalies	39

TEIL II RASSISMUS- UND WEISSEINSREFLEXIONEN ZWISCHEN WISSENSCHAFT UND PRAXIS

AFRIKABILDER UND ALLTAGSRASSISMEN – ZUR AKTUALITÄT	
Einleitung	44
Rassismus- und Weißseinsreflexionen Janne Grote, Dr. Margrit E. Kaufmann, Maike Koschorreck	
AfrikaBilder und AlltagsRassismus – Geschichte(n) und Aktualität Dr. Margrit E. Kaufmann	46
Rassismus: Zur Geschichte einer europäischen Herrschaftsideologie Prof. Dr. Susan Arndt	50
WEISSEINSREFLEXIONEN UND ANTIDISKRIMINIERUNG – BEISPIELE FÜR DIE PRAXIS	
Koloniale Spuren im Bremer Stadtraum Kim Annakathrin Ronacher	55
Performance Schwarz/weiß. Eigenartig/fremd. Eine künstlerische Praxisform intersektioneller Rassismuskritik in II Sequenzen Katharina Mevissen	59
Workshop: Diskriminierung in Schulen – ein Problem? Sally Mary Riedel (verikom)	61
ZUM SCHLUSS	
»Darf ich das denn sagen? – Ich will ja nicht rassistisch rüberkommen.« Eine Debatte über <i>political correctness</i> und das Sprechen über »Andere« Elisabeth Dulko	65
Fühl mal. Ein Blick auf die Tagung AfrikaBilder: Zum Afrikadiskurs in deutschen Medien und AlltagsRassismus Katharina Mevissen	73
ANHANG	
Mehr zu den Themen: Literatur, Medien, Internet-Adressen, Infos	74
Autorinnen und Autoren	79

VORWORT

Seit nahezu zehn Jahren ist ARBEIT UND LEBEN im bundesweiten Kontext im Bereich der entwicklungspolitischen Bildung engagiert.

Mit Unterstützung durch das »Förderprogramm entwicklungspolitische Bildungsarbeit« des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) konnte in dieser Zeit eine Vielzahl von Projekten und Bildungsveranstaltungen durchgeführt werden.

Was für die grundlegenden Ziele von ARBEIT UND LEBEN gilt, nämlich mit politischer Bildung für soziale Gerechtigkeit, Chancengleichheit und Solidarität einzutreten, findet seine Entsprechung in der entwicklungspolitischen Bildung: Hier geht es im weltweiten Maßstab um gerechte Ressourcenverteilung, Zugangschancen und Teilhabe an Bildung und Einkommen sowie Fragen des multikulturellen Zusammenlebens in einem globalen Kontext.

Die an der Programmarbeit beteiligten Landesorganisationen haben sich in den letzten Jahren jeweils einem spezifischen Akzent der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit von ARBEIT UND LEBEN zugewandt. Für ARBEIT UND LEBEN Bremen bestand er in der besonderen Zuwendung zum Thema Afrika – der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Geschichte und den Perspektiven dieses Kontinents.

Über Afrika grassieren bei uns viele Irrtümer: »Die meisten dieser Irrtümer«, so Joseph Ki-Zerbo bereits 1978, »ergeben sich offensichtlich aus den Vorurteilen ihrer Urheber. Auch die rassistischen Demarkationslinien existieren nur in der Phantasie ihrer Urheber. Um Gottes willen, hören wir auf mit dieser Hintertreppen-Geschichte«. Diesem Appell eines großen afrikanischen Historikers und Politikers wollten wir folgen:

Mit dem Vorhaben »AfrikaBilder. Zum Afrikadiskurs in den Medien. Eine Tagungsreihe zum AlltagsRassismus in Deutschland«, die im Sommer 2012 stattfand, war es gelungen, über 200 Teilnehmende anzusprechen und für ein überaus brisantes Thema zu interessieren.

Wir freuen uns darüber, dass wir nun die Dokumentation dieser Tagungsreihe vorlegen können und hoffen, damit einen Beitrag zur realistischen Auseinandersetzung mit unseren »Afrikabil- dern« zu leisten.

Bedanken möchten wir uns sehr herzlich bei den Kooperationspartnern und Unterstützern. Dazu gehören das Bremer Institut für Kulturforschung (bik) an der Universität Bremen, der Kanzler der Universität Bremen und der Dekan des Fachbereich 9, die Senatskanzlei Bremen – Referat für Integrationspolitik, die Hans-Böckler-Stiftung (HBS), die Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), das Afrika Netzwerk Bremen, der Autonome internationale Studentenausschuss des AStA der Universität Bremen (AISA), Mate ni kani e.V. – Verein für kulturelle Bildung in Niger und der Deutsche Gewerkschaftsbund Bremen (DGB). Bedanken möchten wir uns auch beim Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung für die finanzielle Unterstützung der Tagungsreihe und der Publikation.

Barbara Menke
Bundesgeschäftsführerin
ARBEIT UND LEBEN

EINLEITUNG

DR. MARGRIT E. KAUFMANN, MANFRED WEULE

Lässt sich denn überhaupt über ›Afrika‹ sprechen und schreiben – den größten Kontinent der Erde? Und wenn dies getan wird, was wird dann darüber gesagt?

Die meisten Menschen in Deutschland wissen relativ wenig über ›Afrika‹. Doch danach gefragt, was ihnen dazu einfällt, nennen sie überwiegend stereotype Bilder und Vorurteile, die kaum etwas mit den Realitäten des Kontinents, seinen Regionen und mit den dort lebenden Menschen gemein haben. Die Kommentare und Stellungnahmen reproduzieren dabei häufig, offensichtlich oder latent, historisch gewachsene Unrechts- und Ausbeutungsstrukturen in Verbindung mit rassistischen Grundhaltungen. Durch den Kolonialismus wurden diese aufgezwungen und bestimmen seither das Selbstverständnis weißer Menschen. Die häufig abwertend-stereotypen Bilder werden durch die postkolonialen und globalisierten Ungleichheitsbeziehungen auch weiterhin tradiert. Wenn weiße Europäerinnen und Europäer wie wir von ›Afrika‹ sprechen, wird der Gegensatz zum Eigenen untermauert, wodurch wiederum ein europäisches Selbstverständnis geschaffen wird. Diese Bilder sind nicht zu verwechseln mit dem realen Leben auf dem afrikanischen Kontinent. Denn die Menschen dieses Kontinents werden selten selbst dazu befragt und angehört.

Die meist aus einer weißen, ›westlichen‹ Perspektive entworfenen Bilder tauchen historisch vor allem in literarischen Werken auf. Chinua Achebe, der aus Nigeria stammende Preisträger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels von 2002, hat sich in seiner Auseinandersetzung mit der bekannten Novelle »Herz der Finsternis« (orig. 1899) des polnisch-britischen Autors und Reisenden Joseph Conrad mit den stereotypen AfrikaBildern auseinandergesetzt und diese als Projektionsfläche Europas dekonstruiert. ›Afrika‹ fungiere als »Antithese zu Europa«, als eine »Folie« und »Ort der Negation, zugleich entlegen und doch irgendwie vertraut.«² Diesen Bildern liege das verdrängte Bewusstsein der europäischen Beziehungen zu ›Afrika‹ zugrunde. Was hat sich seither an diesen Bildern und Beziehungen geändert?

Diese Frage gab den Anstoß, eine Tagungsreihe in Kooperation von ARBEIT UND LEBEN Bremen mit dem Bremer Institut für Kulturforschung (bik) an der Universität Bremen zu orga-

nisieren, die sich mit deutschen Bildern von ›Afrika‹ und den daraus resultierenden Konsequenzen für das gesellschaftliche Zusammenleben auseinandersetzen sollte. Das heißt, dass wir uns als Organisierende und Teilnehmende zuallererst bewusst machen wollten, welche Bilder geläufig sind und wer diese maßgeblich vermittelt. Damit wollten wir zunächst einmal das westlich-weiße Selbstverständnis in Frage stellen. Im nächsten Schritt sollten andere Perspektiven thematisiert werden, indem wir uns mit AfrikaBildern aus Sicht von Menschen, die mit ›Afrika‹ verbunden werden oder sind, befassen. Eine solche Perspektive bot auf der Tagung beispielsweise der Beitrag von Dr. Aïssatou Bouba, die zu historischen europäischen AfrikaBildern forschte und anhand von Reiseberichten aus der Zeit der europäischen Expansion und Conquista im 16. Jahrhundert aufzeigt, wie die Bilder des ›Anderen‹ mehr über die Beschreibenden als über die Beschriebenen aussagen.

Der öffentliche Diskurs unserer Gesellschaft, der die alten Bilder tradiert und reproduziert, wird maßgeblich geprägt durch die mediale Vermittlung in Form von Literatur, Film, Radio und Fernsehen, Schulbüchern, wissenschaftlichen Veröffentlichungen, Ausstellungen, Zeitungen und dem Internet. Susan Arndt arbeitete in einer Analyse³ heraus, wie umfassend der deutsche Afrikadiskurs weiterhin in den Medien und im Alltag von kolonialen Ungleichheitsverhältnissen bestimmt ist. Hier finden sich sowohl Formen direkter rassistischer Diskriminierung als auch institutionalisierte und latente Formen von Rassismus. Zum Kernstück der mit den AfrikaBildern verbundenen Rassismen gehört die hierarchische Gegenüberstellung eines weißen ›zivilisierten Wir/Selbst‹ und eines Schwarzen ›primitiven Anderen‹.

Die Tagungsreihe wurde von uns als ein Kooperationsprojekt konzipiert und durchgeführt, von Manfred Weule von ARBEIT UND LEBEN Bremen und Dr. Margrit E. Kaufmann vom Bremer Institut für Kulturforschung (bik) der Universität Bremen. Intensiv mitgearbeitet haben sowohl Studierende des B.A.-Studiengangs Kulturwissenschaften und des M.A.-Studiengangs Transkulturelle Studien (Fachbereich 9 der Universität Bremen), insbesondere Elisabeth Dulko und Katharina Mevissen, die Promovierenden Maike Koschorreck und Janne Grote des Hans-Böckler-Promotionskollegs »Migration und soziale

GEFÜHLS-AUS/AUFBRÜCHE

KATHARINA MEVISSSEN

ich will dich ausrauben, dir in den kopf fassen, dein gehirn waschen bei 60°, will dir alle bilder nehmen, kannst du mich freilassen und dich auch? – aus diesen bildern entlassen?

ich will dir friedlich allen frieden nehmen, will nicht mehr mundtot sein, bin jetzt undosiert, bin maßlos. möchte dich mund zu mund beatmen mit meiner nicht-abbildbarkeit, meiner nicht-zusammenfassbarkeit, meiner unbeherrschtheit.

im fundbüro kannst du deine vorgefundenen privilegien zurückgeben zugunsten des nicht-herrschens. teil mit mir dein pigmentglück, komm schon.

ich will nicht mehr wund sein, nicht wunde, nicht wunder. zeig mal, wo ist denn deine hochkultur? deine glanzseite, dein zahngold. entkleide dich mal und dein ganzes nicht-wissen. gib mir mal dein restafrika. komm schon, gib mir zurück. schenke mir das biotop, das du für mich entworfen hast. mein reservat. führ mich doch darin herum, damit wir es zusammen verlassen können.

jetzt: restlos aufbruchsstimmung bitte. risiko kontrollverlust. wir werden uns nackt und verwundbar fühlen ohne das fertiggedachte, ohne die ordnung des herrschenden. wir suchen uns einen guten therapeuten. eine heimat zum angst haben. zum häuten. zum ent-entmenschlichen.

Ungleichheit« an der Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS) als auch Apkene-Apollinaire Apektor-Koffi vom Autonomen Internationalen Studierendenausschuss der Universität Bremen (AISA). Des Weiteren haben uns zahlreiche Personen, Institutionen und Projekte unterstützt. Besonders wichtig für das gute Gelingen und den roten Faden des Verlaufs der Tagung war die durchgehende Moderation und Mitarbeit von Rahime Diallo, Projektofficer des African Diaspora Policy Centre in Den Haag (NL).

Die Dokumentationsschrift ist ähnlich wie die Tagung in zwei Teile gegliedert: Im ersten Teil werden AfrikaBilder in deutschen Medien aus vielfältigen Perspektiven nachgezeichnet und kritisch hinterfragt: Geschichtsschreibung, Museen und Sammlungen, populäre Medien wie Film, Fotografie, Journalismus und Massenmedien sowie Schul- und Kinderbücher. Im zweiten Teil wird der Zusammenhang von AfrikaBildern und Alltags-Rassismen hinterfragt und das weiße Selbstverständnis einer (Selbst)Kritik unterzogen. Im Anschluss an die wissenschaftlichen Beiträge folgen Beiträge, welche von der theoretischen zur praktischen Umsetzung übergehen, Antidiskriminierungsstrategien aufzeigen und neue Formen der Begegnung dokumentieren.

Im Anhang finden sich schließlich zahlreiche Literatur- und Filmhinweise sowie Arbeitsmaterialien und nützliche weiterführende Adressen.

1 Wir setzen in dieser Dokumentationsschrift ›weiß‹ kursiv und ›Schwarz‹ auch als Adjektiv groß, um den Konstruktionscharakter und die politische Dimension der Begriffe hervorzuheben (vgl. beispielsweise auch Eggers, Maischa u. a. (Hg.) (2005). Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast).

2 Achebe, Chinua (1990). Ein Bild von Afrika. Rassismus in Conrads »Herz der Finsternis«, Berlin: Alexander Verlag, S. 9ff.

3 Arndt, Susan (2006). Impressionen. Rassismus und der deutsche Afrikadiskurs. In: dies. (Hg.): AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland. Münster: Unrast Verlag.



ZUM AFRIKADISKURS IN DEUTSCHEN MEDIEN

AUGENZEUGEN –

ZUM AFRIKABILD IN

DER DEUTSCHEN

GESCHICHTSSCHREIBUNG

AFRIKA IN DEUTSCHEN SCHRIFTEN DER FRÜHEN NEUZEIT AM BEISPIEL VON »DIE MERFART« VON BALTHASAR SPRENGER

DR. AÏSSATOU BOUBA

Es ist längst ein Gemeinplatz, dass Afrika in der öffentlichen Wahrnehmung in Deutschland in der Regel als »rückständig«, »archaisch«, »unterentwickelt«, kurz als eine absolut fremde Welt erscheint. Es wäre allerdings nicht müßig zu ergründen, ob es eine derart negativ geprägte Wahrnehmung schon immer gegeben hat. Zur Erörterung dieser Frage wird beispielsweise eine 1509 als Augenzeugenbericht erschienene Schrift herangezogen. Dieser Bericht mit dem Titel (hier verkürzt wiedergegeben) »Die Merfart« wurde von Balthazar Sprenger geschrieben, der 1505 im Auftrag deutscher Kaufmannsfamilien wie z. B. der Welser und Fugger an einer portugiesischen Fahrt nach Indien via Afrika teilgenommen hat. Darin hat Sprenger seine Eindrücke festgehalten: Vom Meer, von Gebieten an der West-, Süd- und Ostküste Afrikas samt ihren Bewohnerinnen und Bewohnern sowie von den kolonialen und Eroberungskriegen, die er und seine Mitreisenden während der Fahrt gegen die Menschen an der afrikanischen Küste geführt haben. Sprengers Bericht soll auf Folgendes hinterfragt werden: Welche Bilder von Afrika entfalten sich darin und wie? Welche Wahrnehmungsmuster sind dabei erkennbar?

Balthasar Sprenger beginnt seinen Bericht mit folgenden Worten:

»In dem Namen der heiligen onteilbarlichen Trivalentigkeit Got Vaters Sons unnd Heiligen Geist Amen / ... Wil ich Balthazar Sprenger von Fylß mit genade und hylffe derselben die wunderbarlichen new erfunden lande / Kunig / reich Inseln und gegene mit samt yren inwonenden menschen / Thyren und wachssenden Fruchten / wie ich die in Wasser unnd uff lande ... erfahren und gesehen habe / ... «¹

Sprenger beschreibt sofort den Charakter der Neuheit und Seltsamkeit bereits im Titel sowie hier in dem Hinweis auf die »wunderbarlichen new erfunden lande« bzw. auf seine Erfahrung dieser Gegenden als befremdlich und fremd. Was bedeutet es generell zu sagen, jemand, eine Gegend, eine Verhaltensweise oder eine Sitte sei einem fremd? Zu diesem polyreferentiellen Begriff und seinen zu Nomina konvertierten Formen der/die/das Fremde/Fremdheit ist in Anlehnung an die Erkenntnisse der interkulturellen Kommunikations- und Fremdeheitsforschung so viel zu sagen. Sie sind polysem, verweisen u. a. auf Andersartigkeit und werden als »Abweichung von

einer als Normalität gesetzten Norm« aufgefasst. Objektive Eigenschaften oder konkrete Realitäten stellen sie jedoch nicht dar. Das »Fremde« ist z. B. als das immer »aufgefasste Andere« zu verstehen. Der Begriff »fremd« ist zudem relationell. D. h. diejenigen, die von der Fremde reden, setzen sie unweigerlich in Relation zu dem Eigenen/Selbst und thematisieren es dadurch gleichzeitig.²

Ähnliches gilt für Fremdwahrnehmungen/Fremdbilder. Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden beleuchtet werden, wie sich Afrika-Bilder im Bericht Sprengers konstituieren und inwiefern sie etwas über dessen Herkunftskultur verraten. »Das volck... sprach (gut Portugalsch) mit uns also das wir einander gantz in allen hendeln wol verstunden / Wir sahen auch in diessz Kunigreich und Inseln«, schreibt Sprenger über seinen Besuch auf Kap Verde.

»wunderbar onschamhaft menschen beyderlei geschlecht undereinander als die wilden Thyr: etlich allein die Scham bedecken / die andern nackend / all schwartz als die wir bei uns Moren nenn umblauchfen: der Moren land sich auch da anheben: Ire wonungen und hüser gleichen sich den hütten als die armen dorfleut in unsern landen über die backöffen machen... Diß volck braucht noch nympt bei ynen gantz kein gelt ... / do geben sie ware umb ware ... «³

Sprenger bezeugt, dass er das, was er beschreibt, auch sieht; dadurch – sowie durch das im oben angeführten Zitat angegebene Berufen auf Gott – sollen seine Beschreibungen authentisch und wahrhaftig erscheinen. Diese intendierte realitätskonforme Darstellung ist jedoch aus folgenden Gründen kaum zu erreichen. Es fällt auf, dass Sprenger nur durch den Rückgriff auf ihm vertraute Kategorien das Fremde wahrnimmt, auf diese Weise entstehen lässt und für seine Leser erfahrbar macht. Obwohl eine Gemeinsamkeit in der Verwendung der Sprache vorliegt, orientieren sich seine Beobachtungen überwiegend an dem, was sich von den Selbstverständlichkeiten seiner Kultur abhebt. Um diese kulturelle Differenz erfassbar zu machen, stützt er sich auf seine eigenen kulturellen Ressourcen und auf verschiedene Facetten des »kulturellen Gedächtnisses« wie z. B. ideologische Werte, Bekleidungs- und Wohnweisen. Sprenger äußert bereits in der ersten Zeile seines Berichtes eine moralische Wertung: Die Menschen – Frau

und Mann – nimmt er als »nackt« und dürftig bekleidet wahr; dies veranlasst ihn dazu, sie als »onschamhaft« und wie Tiere lebend einzustufen. Aus der Perspektive seiner Zeit, in der der religiöse Diskurs vorherrschend war, geht sein Urteil über die bloße Einschätzung von Lebensweisen hinaus. Denn mit seinen Hinweisen signalisiert er auch, dass die betreffenden Menschen ein Leben ohne »rechtmäßige« Religion bzw. ohne jegliche »Form der Geistigkeit« führten.⁴

Weiteren kulturellen Ressourcen zuzuordnende Verfahren wie der Vergleich und die Analogiebildung helfen Sprenger dabei, die kulturelle Differenz des Fremden ins Vertraute zu übersetzen. Dadurch wird auch das Eigene thematisiert; dessen Gleichsetzung mit dem Fremden wird allerdings dabei nicht intendiert: Das Fremde wird in Begriffen des Defizits oder der Abwesenheit geschildert und erscheint daher als Abweichung vom Eigenen oder als Negation dessen. Dadurch entsteht eine hierarchische Darstellung: Die »Moren« in Kap Verde etwa bräuchten kein Geld; ihre Häuser glichen »den backöffen« armer Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen im Deutschland. Die solchermaßen aufgebaute kulturelle oder sonstige als defizitär hingestellte Andersartigkeit wird zum Wesensmerkmal der Fremden stilisiert: Die Menschen werden aufgrund ihrer Lebensweisen als »wild« und mit »wilden Tieren vergleichbar« eingestuft. Sie werden also mit Begriffen der »absoluten Fremdheit« beschrieben, die außerdem auf »Feindschaft«, »Bedrohung« und damit auf eine abweisende, abgrenzende Haltung des Berichtenden verweisen. Eine derartige Haltung hat nach Eibach wenig mit Wahrnehmungsmustern zu tun, die sich etwa im »Modus der Annäherung oder Exotisierung« äußern.⁵ Diese eher auf Abgrenzung hinweisende Haltung ist nicht nur für Sprenger kennzeichnend. Die Forschungsliteratur zeigt, dass auch viele andere frühneuzeitliche Schriftsteller – die gelehrten unter ihnen inbegriffen – dazu neigen.

Zur Einschätzung und Beurteilung des »Fremden«/»Anderen« verfügten Sprenger und andere frühneuzeitliche Deutsche über bereits erprobte und geläufige Kriterien und zwar generell und unabhängig von der Begegnung mit Afrika oder Amerika. Franz K. Stanzel verweist darauf, dass die Frühe Neuzeit u. a. anlässlich der sogenannten »Türkenkriege« und im Rahmen der Reformation und Gegenreformation das Denken des

Selbst in Abgrenzung vom Anderen systematisiert hat. Dieses Denken bediente sich ursprünglich persönlicher Eigenschaften etwa von Menschen eines bestimmten Standes, die dann auf Völker und »Rassen« übertragen wurden⁶. Zur Bestimmung dieser Eigenschaften griff man in weiten Teilen des Darstellungszeitraums u. a. auf die christliche Tugend- und Sündenlehre, auf antike Klimazonen- und Temperamentslehre zurück. So wurden konfessionelle, ethnische oder gar rassische Typologien und Typisierungen formuliert, die nach Stanzel ein Ergebnis von Urteilen und verallgemeinernden Wertungen und daher »nur im Modus der Vorstellung«, d. h. als »Bilder in den Köpfen« der Menschen, als Stereotypen, vorhanden waren. Diese Typisierungen samt den Denkweisen, die sie mitführten, erfuhren durch den Buchdruck eine rasche Verbreitung.

Wichtige konstitutive Elemente dieser Denkweisen waren die Überzeugung, Europa sei der am meisten fortgeschrittene Weltteil und stehe zudem im Besitz einer einzig heilbringenden Religion. Die wenigen oben angeführten Passagen aus Sprengers Bericht legen eine ähnliche positive Einschätzung des Eigenen in jeder Hinsicht offen: Bei seiner Beurteilung der afrikanischen Realitäten sind es die europäischen Gesichtspunkte, europäisch-christliche Wertvorstellungen und Weltbilder, die im Vordergrund stehen. Der Anspruch auf Deutungshoheit, der sich bereits bei ihm abzeichnete, schloss von vornherein die Berücksichtigung der Binnenperspektive der von ihm aufgesuchten Menschen aus. Afrika und seine Menschen, die anderen Glauben, andere Zivilisationsformen und Kulturen als die europäischen hervorgebracht hatten, erfuhren bei ihm keine Wertschätzung. Die frühneuzeitlichen Autoren, die jene Menschen weiterhin als absolut fremd und minderwertig darstellen wollten, griffen bis Ende des 17. Jahrhunderts auf antike Diskurse zurück; in diesen kamen afrikanische Menschen als Monsterwesen wie »Rizophagen«, »Cyneken«, »Acridophagi« oder »Trogloditen« vor.

Die negative Wahrnehmung von bzw. die abweisende Haltung gegenüber Afrika und seinen Menschen erfuhren später im 18. Jahrhundert keine radikale Veränderung. Allerdings wurden die noch weitgehend in den alles beherrschenden religiösen Diskurs eingebetteten Bilder vom kulturell minderwertigen afrikanischen Menschen im Sinne der Aufklärung säkularisiert

und objektiviert. Durch verschiedene (proto)wissenschaftliche Theorien, (Klimazonen-, Milieu-, völkische, Evolutions- und Rassentheorien) oder gar aufgrund der Ästhetik und der Physiognomik wurde diesen Bildern ein wissenschaftlicher Status verliehen.⁷ Auf diesem Weg, vor allem durch die Mitwirkung namhafter Gelehrter und Denker der Aufklärung, konnte ein »wissenschaftlicher Rassismus« aufgebaut werden. Es sei allerdings ebenfalls anzumerken, dass im 18. Jahrhundert unter bestimmten Umständen ein Nebeneinander von verschiedenen Wahrnehmungsmustern möglich war: Immanuel Kant, Christoph Meiners oder Thomas Sömmerring waren bestrebt, den afrikanischen Menschen herabzuwürdigen; Blumenbach und Herder hatten ein zwiespältiges Verhältnis zu ihm; Lichtenberg und Tiedemann versuchten ihn zu rehabilitieren und mussten folglich gezielt gegen den Mainstream kämpfen. Differenziertere Darstellungen hatten jedoch zu keinem Zeitpunkt in der Frühen Neuzeit die Tatsache abwenden können, dass Wissen und Bilder von Afrika als Mittel der Legitimierung von Sklaverei und spätestens im 19. Jahrhundert als »wichtige Formen symbolischer Machtausübung« bei der Ausgrenzung und Unterjochung während der Kolonisation benutzt wurden.

1 Balthazar Sprenger, 1509, in: Borowka-Clausberg, Beate. *Balthazar Sprenger und der frühneuzeitliche Reisebericht*, München 1999, S. 198.

2 Vgl. Albrecht, Corinna / Wierlacher, Alois. *Kulturwissenschaftliche Xenologie*, in: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera, *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen, Ansätze, Perspektiven*, Stuttgart 2003, S. 284.

3 Sprenger, 1509 (wie Anm. 1). S. 199 – 200.

4 Lopes dos Santos, Marília, *Afrika. Eine neue Welt in deutschen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts*, Stuttgart 1992, S. 143.

5 Vgl. Eibach, Joachim, *Annäherung – Abgrenzung – Exotisierung: Typen der Wahrnehmung »des Anderen« in Europa am Beispiel der Türken, Chinas und der Schweiz (16. bis frühes 19. Jahrhundert)*, in: Eibach, Joachim / Carl, Horst (Hg.), *Europäische Wahrnehmungen 1650 – 1850. Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse*, Hannover 2008, S. 19 ff.

6 Stanzel, Franz Karl, *Zur Literarischen Imagologie. Eine Einführung*, in: ders. (Hg.) unter Mitwirkung von Weil, Ingomar, *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg 1999, S. 9 – 44.

7 Dazu siehe: SCHWARZ WEISSHEITEN. *Vom Umgang mit fremden Menschen, Katalog zur Sonderausstellung im Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg vom 28. Sept. 2001 bis 27. Januar 2002*, Oldenburg 2001.

Bitterli, Urs, *Die »Wilden« und die »Zivilisierten«. Die europäisch-überseeische Begegnung*, München (Taschenbuchausgabe) 1982.

ZUM AFRIKADISKURS IN DEUTSCHEN MEDIEN



AFRIKA IN MUSEEN

UND SAMMLUNGEN

DIE DARSTELLUNG AFRIKAS IM MUSEUM – HISTORISCHE EINBLICKE AM BEISPIEL BREMENS

SILKE SEYBOLD

DAS MUSEUM ALS MEDIUM

Museumsarbeit bedeutet zu sammeln, zu bewahren, und zu forschen, aber auch der Öffentlichkeit ausgewählte Inhalte zu übermitteln. Museen sind Medien.

Viele Faktoren beeinflussen diese Arbeit. Bei der Konzeption von Ausstellungen spielen z. B. die Verfügbarkeit der Objekte, der Zeitgeist, die Qualifikation der Mitarbeitenden, die finanziellen und zeitlichen Ressourcen, die Auswahl der Themen, die Architektur oder auch die Zielgruppe eine Rolle. Die Komposition der Objekte und ihr Design sollen die Intention der Ausstellung unterstützen. Diese visuellen Informationen empfangen die Besucherinnen und Besucher simultan. Sie sind konkret, leicht zu verarbeiten und memorabel. Allerdings haben bildliche Informationen auch ihre Grenzen, weswegen sie fast immer durch sprachliche Informationen ergänzt werden. Ein Text wird nacheinander Wort für Wort, manchmal auch nur teilweise und selektiv gelesen und verarbeitet. Er kann Inhalte, Abstraktionen, Zeiten oder Gefühle vermitteln und benennt die Objekte. Letztendlich kann in einer Ausstellung nie alles kontrolliert werden. Ein kalter Hauch, eine dröhnende Lüftung, der Geruch von Essen oder eine persönliche Abneigung gegen eine Farbe – neben bewussten Aussagen sendet jede Ausstellung viele unbewusste Botschaften. Nicht zuletzt bringen Besuchende eigene Erfahrungen und Verhaltensweisen mit.

Welche Faktoren aber haben die frühe Phase der Museumsarbeit in Bremen geprägt? Hat die damalige Darstellung Afrikas Spuren hinterlassen?

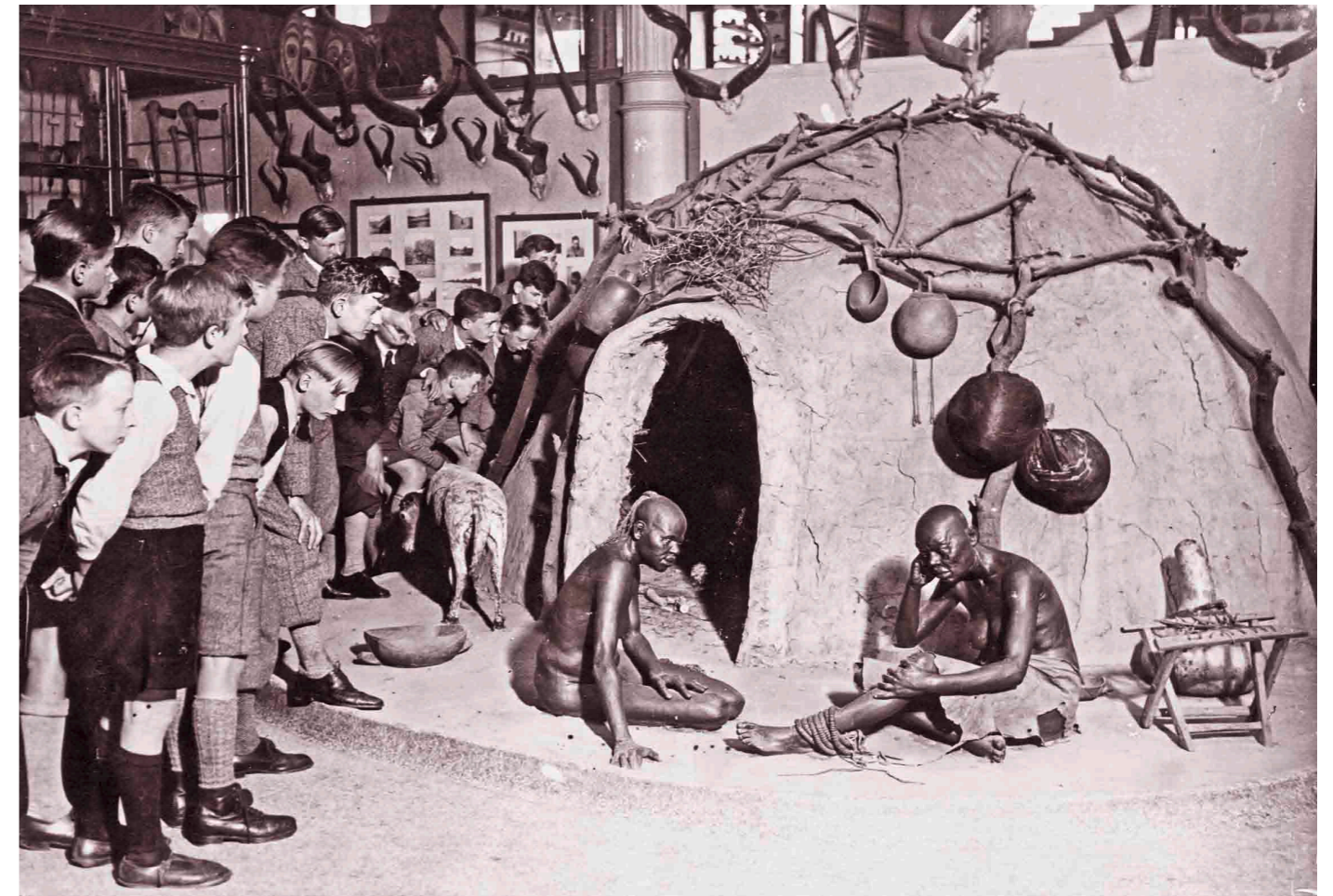
DIE DARSTELLUNG AFRIKAS IM MUSEUM

Seit Ende des 18. Jahrhunderts gab es erste museale Vorläufer in Bremen, doch spielten afrikanische Objekte darin kaum eine Rolle. Noch am 30. 9. 1879 berichteten die Bremer Nachrichten über die Städtische Sammlung für Naturgeschichte und Ethnographie: »Alles, was von afrikanischen Sachen [...] vorhanden ist, ist nicht mehr als der Inhalt eines einzigen Schrankes.« Erst durch wachsende Kontakte von Händlern und Missionaren zu Afrika kamen verstärkt materielle Zeugnisse in die Stadt. Auch für die Handels- und Kolonialausstellung, die als Teil der Nordwestdeutschen Gewerbe- und Industrieausstellung 1890 in Bremen gezeigt wurde, akquirierte man zahlreiche

Ethnografika. Die Gestaltung dieser Ausstellung sollte nachhaltig auf die Präsentation von anderen Kulturen in Bremen wirken. Eine Kombination von warenkundlichen und ethnografischen Objekten, die mit echten Pflanzen, präparierten Tieren, Modellen, lebensgroßen Gipsfiguren, Architekturbauten, Gemälden und Texten angereichert war, wurde zum Besuchermagnet.

Ausgehend von diesem Erfolg wurde am Hauptbahnhof das Städtische Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde errichtet, das heutige Übersee-Museum. Alle in Bremen vorhandenen Sammlungen vereinte man in diesem Neubau. Über den großen Lichthof und die Galerien kam viel Tageslicht in die Ausstellung. Eine elektrische Beleuchtung wurde erst einige Jahre später installiert. Einige Abteilungen setzten sich erstmals interdisziplinär mit ihren Thematiken auseinander. Wie in der Handelsausstellung prägten lebensgroße Inszenierungen, echte Pflanzen, Gemälde usw. die Museumslandschaft. Neben der wissenschaftlichen Arbeit war das Ziel des Museums vor allem der Gedanke der Volksbildung, der Unterhaltung und Belehrung aller, aber auch die Unterweisung von Kaufleuten. Das Konzept fand Gefallen. In den ersten 18 Monaten nach der Eröffnung im Januar 1896 kamen rund 250.000 Interessierte, doppelt so viele Menschen wie die Einwohnerzahl Bremens zu jener Zeit. Eintritt wurde nur an speziellen Tagen erhoben, an denen der Besucherstrom deutlich geringer ausfiel. Das Publikum kam nicht nur aus Bremen, sondern auch aus dem Umland und weiter entfernten Regionen. Sonntags war das Museum oft überfüllt. Auffallend hoch war auch die Zahl der jungen Menschen. Bremer Volksschülerinnen und -schüler waren sogar verpflichtet, das Museum zwei Mal im Jahr zu besuchen. So wurde das Haus auch morgens an den Werktagen nur für Schulklassen geöffnet.

Welchem Afrikabild begegneten all diese Menschen im Museum? Schon beim Betreten des Museums wurden sie von zwei Sphinx-Nachbildungen an der Außentreppe sowie von weiteren alt-ägyptischen Objekten im Foyer empfangen. Im Lichthof dominierte die sogenannte Maschukulombe-Gruppe das Bild (südliches Afrika, heute Sambia), eine Inszenierung mit Haus und lebensgroßen Gipsfiguren. In mehreren Vitrinen wurden Objekte aus Süd- und Westafrika gezeigt. Ebenfalls im Erdgeschoss gab es einen Bereich zu den Kolonien und Handelswaren.



Das Konzept blieb über viele Jahrzehnte bestehen. Im Detail wurde umgestellt und verdichtet, denn durch die verstärkten kolonialen Aktivitäten und Handelskontakte kamen immer mehr Objekte in das Haus – darunter auffallend viele aus Afrika. Eine wissenschaftliche Bearbeitung fand oft nur rudimentär statt.

Schon im Jahresbericht von 1898 klagt der Direktor Hugo Schauinsland, dass zu wenig Personal für die anfallende Arbeit zur Verfügung stünde. Es gab nur einen völkerkundlichen Mitarbeiter, der von Hilfskräften unterstützt wurde. Das folgende Beispiel der Herero-Gruppe zeigt, wie unter den damaligen Bedingungen ein neuer Ausstellungsbereich konzipiert wurde und welches Bild dieser von den Herero vermittelte.

DIE HERERO-GRUPPE

Am 12. Januar 1904 brach der Krieg zwischen den Herero und der deutschen Kolonialmacht im damaligen Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia, aus. Dieser Krieg war auch in Bremen ein Thema. Der Direktor des Bremer Museums und sein am 1. Januar 1904 neu angestellter völkerkundlicher Mitarbeiter reagierten schnell auf das wachsende Interesse an der Kolonie. Bereits im April 1904 planten sie eine lebensgroße

Abb.: Fotograf unbekannt, Übersee-Museum um 1930
(Historisches Bildarchiv P.20747)

Herero-Gipsfiguren-Gruppe. Als ein Bildhauer deren Fertigung nach fotografischen Vorlagen (vermutlich) im November 1904 begann, waren der Krieg mit der Schlacht am Waterberg im August 1904 beendet und die Herero nahezu ausgelöscht. Heute spricht man offiziell von einem Genozid. Die Gipsfiguren wurden mit den wenigen Kleidungs- und Schmuckstücken der Herero bestückt, die bereits in der Museumssammlung waren.

Weiterhin bemühten sich die Museumsmitarbeiter über Mittelstufe fehlende Objekte zu beschaffen. Das erwies sich als schwierig. Einer von ihnen, Herr Hälbich, schrieb am 20. 8. 1908 an das Museum, dass alles, was an die alte Zeit erinnert, verloren sei. Er schlug vor, Gegenstände neu anfertigen zu lassen. Das Museum folgte diesem Rat und ließ Haushaltsgegenstände von, wie man vermutet, einem alten Herero anfertigen. Was Schmuck- und Kleidungsstücke anbelangte, entschied man, dass man davon in Bremen genug habe. Die Herero-Gruppe wurde erst 1911 nach der Erweiterung des Museums in einen zweiten Lichthof ausgestellt. Sie bestand aus fünf lebensgroßen Gipsfiguren, einer präparierten Ziege sowie einem halbrunden Haus aus Lehm, an dem zahlreiche Haushaltsgegenstände

hingen. An den umgebenden Wänden befanden sich Vitrinen mit Objekten, Fotografien und Geweihe aus dem damaligen Deutsch-Südwestafrika.

Die Gipsfiguren scheinen eine Familie darzustellen. Als Vorlage dienten allerdings Bilder, die an unterschiedlichen Orten, zu verschiedenen Zeiten aufgenommen worden waren und in keinem Zusammenhang standen. Für die Besuchenden des Museums erschienen die Gipsfiguren bekleidet und geschmückt. Ein Vergleich mit den Bildern zeigt jedoch, wie lückenhaft die Ausstattung war. Eine Figur wurde im Museum über Jahrzehnte gar nackt präsentiert. Die Kleidung war zudem falsch angebracht. So trug eine Figur den Rock eines jungen Mädchens kombiniert mit der Haube einer verheirateten Frau. Das Haus war bis auf die formgebenden Hölzer »made in Bremen«. Die Haushaltsgegenstände befanden sich anstatt im Innern, außen am Haus, um sie besser zeigen zu können. Letztendlich wurde aus der heterogenen Sammlung von Objekten ein klischeehaftes Bild eines Herero-Haushaltes geschaffen, welches auf das sogenannte »traditionelle« Leben der Herero verwies. Dies existierte allerdings spätestens seit dem Genozid nicht mehr.

Leider sind keine Texttafeln erhalten geblieben, die in der Ausstellung Informationen gaben. Jedoch gibt es zwei Publikationen aus den 1930er Jahren. Die Texte in diesen Ausstellungsführern lassen erahnen, dass keine Auseinandersetzung mit dem historischen Kontext stattfand. In beiden wird nur kurz im Präsens das traditionelle Leben und Aussehen der Herero beschrieben.

Erst in einem Führer, der die Ausstellung ca. 30 Jahre später beschreibt, wird in einem Nebensatz erwähnt, dass die Zahl der Herero um 1900 erheblich zurück gegangen ist und die Herero vorwiegend in Reservaten leben würden. Gründe dafür wurden nicht genannt. Zwei Weltkriege, mehrere Direktorenwechsel, Umbauten sowie neue museale Ansätze – die Herero-Gruppe überdauerte alles und blieb bis in die 1970er Jahre kaum verändert stehen. Mehrere Millionen Menschen haben sich diese und viele andere Inszenierungen im Bremer Museum angesehen und eingepägt.

Noch heute fragen Besucherinnen und Besucher nach den Figuren-Gruppen. Die Resonanz lässt erkennen, wie stark die visuelle Wirkung von solchen Darstellungen sein kann. In dieser Stärke liegt eine Chance für die Vermittlungsarbeit in Museen, aber zugleich auch eine Gefahr. Die obige Betrachtung belegt deutlich, dass die Figuren-Gruppen kein exaktes Abbild der Wirklichkeit waren, sondern aus den zur Verfügung stehenden Mitteln konstruiert wurden. Von Ort und Zeit entkoppelt wurde ein stereotypes Bild geschaffen, das sich in der deutschen Kolonialzeit auch in vielen anderen Medien wiederfand. Bestimmte, diskursiv stigmatisierte Kulturen galten als »primitiv«, »geschichtslos«, »statisch«, »exotisch«, »wild« oder »nackt«. Von allen Seiten als wahr proklamiert verhafteten diese Bilder in vielen Köpfen. Teilweise wird bis heute an ihnen festgehalten.

SCHLUSSBEMERKUNG

Alle an einer Ausstellung oder einer ähnlichen Vermittlungsform Mitwirkenden sollten sich der Fülle von Einflüssen und der Verantwortung, die man bei der Visualisierung von Themen übernimmt, bewusst sein. Auch Besucherinnen und Besucher sollten sich über das Medium Ausstellung Gedanken machen, Darstellungen kritisch hinterfragen und sich dazu äußern. Da das in Museen Gezeigte per se Vergangenheit ist, jedoch Auswirkungen auf das Heute hat, stellen Ausstellungen auch für Lehrende und für die Wissenschaft eine gute Möglichkeit dar, sich mit der Rezeption von Geschichte und dem daraus entstehenden Geschichtsbewusstsein der Besucherinnen und Besucher sowie der Gesellschaft auseinanderzusetzen.

IN AFRIKA GIBT ES AUCH HOCHHÄUSER? EINE AUSEINANDERSETZUNG MIT BLICK AUF DIE »ANDEREN« AM BEISPIEL DES RAUTENSTRAUCH-JOEST-MUSEUMS IN KÖLN

PROF. DR. MARIANNE BECHHAUS-GERST

1. Wann haben Sie zum ersten Mal bemerkt, dass Sie weiß sind?
2. Wie wirkt sich Ihr Weißsein auf Ihren Alltag aus?
3. Haben Sie engeren Kontakt zu weißen Personen? Wenn ja, zu wie vielen?

Mit diesen Fragen werden Besucherinnen und Besucher am Eingang der Abteilung »Der verstellte Blick« – Vorurteile und Klischees im neuen Rautenstrauch-Joest-Museum – Kulturen der Welt in Köln begrüßt.

DIE KOLONIALEN ANFÄNGE

Das Rautenstrauch-Joest-Museum gehört in den Kontext der Museumsgründungen zum Ende des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Seinen Doppelnamen verdankt das Haus der Stifterfamilie Adele und Eugen Rautenstrauch sowie dem Weltreisenden Wilhelm Joest. Joests umfangreiche Privatsammlung von mehreren Tausend ethnografischen Objekten war nach seinem Tod 1897 an seine Schwester Adele gegangen, die sie gemeinsam mit ihrem Mann der Stadt Köln als Schenkung vermachte. Adele Rautenstrauch stiftete im Jahr 1900 eine Summe von 250.000 Mark für den Bau eines neuen Völkerkundemuseums in der Hoffnung, dass das Museum »das Verständnis der unsere Colonien bewohnenden Völker fördern werde«. In der räumlichen Abfolge der regional gegliederten Dauerausstellung des Museums spiegelte sich ein entwicklungsgeschichtliches Denkmodell. Die Besucherinnen und Besucher begannen ihren Weg im Untergeschoss mit Australien und seinen »niedrigsten Kulturformen« und gelangten dann im 1. Obergeschoss über Neuguinea in die übrige Südsee mit ihren »steinzeitlichen« Völkern. Das nächste Stockwerk führte sie nach

Amerika, das zum Teil bereits Metallverarbeitung und »mancherlei höhere Kulturformen« aufwies. Von dort ging es weiter zu den »Eisenvölkern« Afrikas und Südasiens.

Das gut 100 Jahre später eröffnete neue Museum ist in verschiedener Hinsicht innovativ. So verzichtet die Ausstellungskonzeption auf die in vergleichbaren Häusern übliche Einteilung in geografische Großräume und greift stattdessen unter dem Motto »Der Mensch in seinen Welten« Themen auf, die Menschen überall auf der Welt bewegen, denen sie aber je nach regionaler und kultureller Prägung auf eigene Weise begegnen. Aufgehoben ist dabei der Gegensatz zwischen »uns«, den europäischen Betrachtenden, und den außereuropäischen »Anderen«. »Wir« sind bei allen Themen mit einbezogen, und der vergleichende Ansatz betont das gleichberechtigte Dasein und die Ebenbürtigkeit aller.

Bevor die Besucherinnen und Besucher sich aber den verschiedenen Themen widmen dürfen, müssen sie erst einmal vier einleitende Abteilungen passieren, in denen es um das Thema »Die Welt erfassen« im weitesten Sinne geht. Vier unterschiedliche Ebenen der Begegnung und der Reflexion bzw.

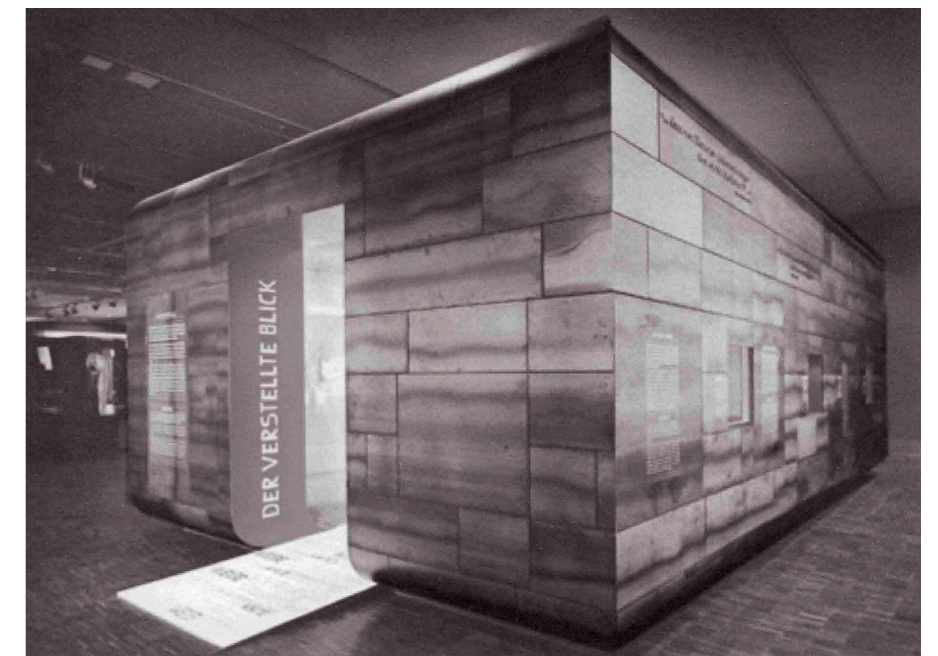


Abb. 1: Begehbarer Container der Abteilung »Der verstellte Blick: Klischee und Vorurteil« (Für die Zurverfügungstellung des Fotos danke ich dem Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln.)

Selbstreflexion verbergen sich hinter dieser Überschrift. Das bedeutet: Bevor man sich mit den verschiedenen Themen beschäftigen »darf«, muss man sich auseinandersetzen mit den Ursprüngen des ethnologischen Museums, der Aneignung von materieller Kultur durch die Europäer in der Kolonialzeit, der Sammelwut der Europäer, den verschiedenen Arten der Wahrnehmung »fremder« Kulturen – und mit den Konstruktionen des Selbst und der »Anderen« im eigenen Kopf. Das kann für die Besucherinnen und Besucher durchaus unbequem werden.

DER VERSTELLTE BLICK: VORURTEILE, KLISCHEES, STEREOTYPE

Diese innovative Abteilung besteht aus einem Container (Abb. 1), der auf der Außenseite Beispiele für Afrika-Klischees seit der Kolonialzeit präsentiert. Die begehbare Innenseite verfolgt diese Klischees bis in die Gegenwart. Zu jedem Klischee lässt sich auf der Innenseite des Containers eine Klappe öffnen. Hinter der Klappe findet die Brechung des Klischees statt, die demnach zwischen Vergangenheit und Gegenwart positioniert ist.



Abb. 2: Typische Missionsspardose (Sammlung Bechhaus-Gerst)

Die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von *Weißsein* in unserer Gesellschaft am Eingang zum Container fällt vor allem den meisten *weißen* Menschen schwer. Es ist ein Lernprozess, *Weißsein* als einen Ort, einen »Standpunkt« zu erkennen, von dem aus *weiße* Menschen sich selbst, andere und die Gesellschaft betrachten und bestimmen. *Weiß*e Menschen nehmen meist nicht wahr, dass auch sie eine »Farbe« haben. *Weißsein* wird als unmarkiert, als das »Normale« betrachtet, alles Nicht-*Weiß*e als »Abweichung« gesehen. Von einem *weißen* Standpunkt aus werden seit Jahrhunderten »Anderer« beschrieben und bewertet.

Derart zur Selbstreflexion gezwungen, fällt es den Besucherinnen und Besuchern schwer zu leugnen, dass es sich bei den Bildern von Afrika in den Köpfen vieler Menschen um reine Konstruktionen handelt, die nicht zuletzt dazu dienen, die Aneignung eines ganzen Kontinents zu rechtfertigen, und die bis heute fortwirken. Beim Gang um und durch den Container werden folgende Klischees/Stereotype in Bezug auf Afrika thematisiert:

- ▷ ... hilfsbedürftig?
- ▷ Ganz Afrika ist ein Dorf.
- ▷ ... dienend?
- ▷ ... kindlich?
- ▷ ... kannibalisch?
- ▷ Wilde Horde?
- ▷ Sexualität / Triebhaftigkeit

Ein Beispiel soll die Art der Präsentation nachvollziehbar machen: Unter dem Thema »... hilfsbedürftig?« wird auf der Außenseite des Containers zunächst der enge Zusammenhang zwischen Mission und Kolonisation angesprochen. Vollerorts bereiteten die Missionen den Weg für eine gewaltsame Kolonialisierung und unterstützten die Zerstörung lokaler Kulturen. Über Jahrhunderte betrachteten sie das abendländische Welt- und Menschenbild als das einzig wahre. »Heidnische« Kulturen galten ihnen als hilfsbedürftig und minderwertig. Durch Missionierung sollten sie zum »wahren Glauben« bekehrt werden. Zur Visualisierung dieses Zusammenhangs dient eine Missionsspardose, der sogenannte »Nickneger« (Abb. 2).

Solche Figuren standen früher als Spendenbehälter in vielen Kirchen. Sobald eine Münze gespendet wurde, nickten sie dankbar für die Almosen.

Auf der Innenseite des Containers wird der Bezug zur Gegenwart durch aktuelle Plakate von Missionsgesellschaften und Hilfsorganisationen hergestellt (Abb. 3, 4). Diese Plakate zeigen Afrikanerinnen und Afrikaner meistens als Hilfsbedürftige. Sie vermitteln den einseitigen Eindruck, die Menschen in Afrika seien unselbstständig und passiv, bedürften also immer noch der führenden Hand des Westens bzw. *weißer* Menschen. Diese Vorstellung wurde unverändert aus der Kolonialzeit übernommen und lässt funktionierende wirtschaftliche Strukturen in den Ländern Afrika ebenso außer Acht wie weltwirtschaftliche Verflechtungen, die zur Benachteiligung des afrikanischen Kontinents führen. Öffnet man die entsprechende Klappe im Container, werden die Betrachtenden mit dem Reichtum an Rohstoffen des afrikanischen Kontinents konfrontiert. Gleichzeitig wird unter der Überschrift »Versperrte Chancen« illustriert, wie wirtschaftliches Wachstum in Afrika nach wie vor z. B. durch Handelsschranken verhindert wird:

- Die jährlichen Einnahmen Afrikas würden um ca. 70 Mrd. Euro wachsen, würde man dessen Anteil am Welthandel nur um 1 % vergrößern – genug, um 128 Mio. Menschen aus der größten Armut herauszuführen. EU-Handelsschranken verhindern jedoch Exportmöglichkeiten.
- Für viele Bauern in Sambia bildet der Verkauf von Milch eine kleine, aber stabile Lebensgrundlage. Das billigere europäische Milchpulver auf den sambischen Märkten gefährdet dieses Einkommen.
- 2004 wurden 24.740 Tonnen Tomatenpaste nach Ghana exportiert; in der Folge wurde dort der Marktanteil einheimischer Tomaten von 92 % auf 57 % zurückgedrängt.



Abb. 3 und 4: Beispiel für rezente Plakate von Hilfsorganisationen. Der *weiße* Prominente hat Vor- und Nachnamen sowie einen Beruf, die Schwarze Frau hat einen Vornamen und anscheinend keinen Beruf. Der *weiße* Mann gibt sich kämpferisch und aktiv, die Schwarze Frau scheint passiv und resigniert.

REAKTIONEN

Der Container hat viele positive Reaktionen bei den Besucherinnen und Besuchern hervorgerufen. Viele Menschen sind sich der Vorurteile und Klischees in ihren Köpfen nicht bewusst und zeigen durchaus Bereitschaft, sich damit auseinanderzusetzen. Sehr viel schwerer mit der Selbstreflexion tun sich manche der auf der Innenseite zitierten bzw. angesprochenen Personen oder Organisationen. Hier hat es schon Beschwerden und Bitten um Änderungen gegeben; denn in einem solchen Kontext möchte man nicht verortet werden. Schließlich hat man keine Vorurteile und alles nicht so gemeint.

**AFRIKA IN FILM / FOTOGRAFIE /
JOURNALISMUS / POPKULTUR**

**VON HEINZ RÜHMANN BIS ZUM TRAUMSCHIFF.
BILDER VON AFRIKA IM DEUTSCHEN FILM**

MARTIN BAER

Bremen ist ein guter Ort, um sich die Bilder von Afrika, wie sie uns täglich erreichen, einmal genauer anzusehen und zu fragen, wie sie zustande kommen und was sie uns eigentlich erzählen. Sehr viele Deutsche, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nach Afrika reisten, reisten durch oder von Bremen aus. Entsprechend groß war hier in der Hansestadt das Interesse an Berichten aus der Ferne.

So hätten wir uns auch schon vor einhundert Jahren hier versammeln und unter gleichem Tagungstitel über die Bilder von und aus Afrika diskutieren können. Wir hätten dann vielleicht den Film *Die Wilden beim Eisenbahnbau* oder auch *Unsere Schutztruppe in Deutsch-Süd-West-Afrika*, 1907 und 1911 von der internationalen Filmfirma Raleigh & Robert herausgebracht, bereits gesehen. Womöglich hätten wir Material sichten können, mit dem das deutsche Kolonialmilitär der Kritik am mörderischen Vorgehen gegen die Afrikaner begegnen wollte. Leider ist keiner der genannten Filme erhalten. Mir ist jedenfalls bisher nicht ein einziger Meter vor Augen gekommen. Von den Bildern aus der jüngeren Vergangenheit, vor allem aus der Zeit der Entkolonialisierung in den 1960er und 1970er Jahren sind ebenfalls viele verschwunden. Was für ein großartiger Fund wären diese Filmrollen sowohl für die Filmwissenschaft als auch für die Kolonialhistorie.

Ich stelle dies voran, um eine Schwierigkeit beim systematischen Vergleich der filmischen Bilder Afrikas zu verdeutlichen. Im Gegensatz zu Material aus der Frühzeit des Filmes sind vor allem Spielfilme und Wochenschauen aus der Blütezeit des Kinos bis in die Gegenwart besser erfasst und zugänglich. Im Folgenden möchte ich ein paar prägnante Beispiele von Darstellungen Afrikas im deutschen Film und Fernsehen aus verschiedenen Zeiten und Genres herausgreifen und nebeneinanderstellen:

Der wohl bekannteste, in Afrika tätige deutsche Autor und Filmemacher, Hans Schomburgk, schrieb 1922¹:

»Und wie das Wild, so erbeuten wir auch die Wilden, die Neger, in ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Spielen und Tänzen. Die uralten Industrien, die von der fortschreitenden Zivilisation hinweggefegt werden, retten wir im Film für die Nachwelt.«

Schomburgk inszeniert sich dabei selbst als furchtloser Entdecker: »Die blutlose Eroberung Afrikas, das ist das Verdienst

der kinematographischen Forschungsreisenden.«² Erstaunlicherweise aber nutzt er zugleich etwas, was wir heute »re-enactment« nennen würden. Da der Verlust der Kolonien deutschen Filmemachern den Zugang zu Originalschauplätzen sehr erschwerte, ließ Schomburgk in Woltersdorf bei Berlin »ein Afrikanerdorf« errichten. Dort drehte er mit den Schwarzen Schauspielerinnen und Schauspielern³, die zuvor Kannibalen und Versklavte in Joe Mays *Die Herrin der Welt* dargestellt hatten, neue deutsche Afrika-Filme.

Am 8. November 1940 notierte Joseph Goebbels in seinem Tagebuch:

»Besuch auf dem Barrandow. Filmateliers besichtigt. Groß, modern und weitsichtig angelegt. Sie gehören zu 51 % uns. Aufnahmen zum Carl Peters Film. Mit Albers. Daraus wird etwas. 100 Neger aus der Gefangenschaft wirken da mit. Die armen Teufel stehen angetreten und zittern vor Angst und Kälte. Ich sehe Muster zum Peters-Film. Selpin macht da gute Arbeit.«⁴

*Carl Peters*⁵, den Propagandafilm über einen der berüchtigsten deutschen Kolonialverbrecher, stuft der Rechteinhaber, die Murnau-Stiftung, bis heute als sogenannten »Vorbehaltsfilm« ein – »kriegsverherrlichend, rassistisch oder volksverhetzend«⁶. Über die Wirkung auf heutiges Publikum kann man streiten. Sicher ist, dass Filme wie dieser zu ihrer Zeit eine große Breitenwirkung erzielten und das AfrikaBild einer ganzen Kinogeneration prägten. Niemals in der Geschichte gingen mehr Menschen ins Kino als im Jahr der Premiere von *Carl Peters*, des für lange Zeit teuersten deutschen Filmes.

Selbst bei der Produktion von Komödien mussten Schwarze Kriegsgefangene oder Insassen von Konzentrationslagern mitwirken. *Quax in Afrika*⁷ war die Fortsetzung des Rühmann-Erfolgs *Quax der Bruchpilot*. Karl-Heinz Wendtland schreibt über die Dreharbeiten:

»Gedreht wurde auf einem kleinen Flugplatz in Durach bei Kempten, obwohl zunächst die Kurische Nehrung vorgesehen war. Dort rückte aber die Ostfront immer näher. Als afrikanische Eingeborene wurden deutsche Neger zwangsverpflichtet.«⁸

Offensichtlich reichte die Zahl der Ende 1944 »zwangsverpflichteten« Schwarzen für solche Filmaufnahmen nicht aus.

Also holte man Schwarze Häftlinge aus Dachau, bei denen es sich wahrscheinlich um französische Kriegsgefangene handelte. *Quax in Afrika* wurde noch kurz vor Kriegsende 1945 von der deutschen Zensur zugelassen, gelangte aber nicht mehr zur Aufführung. Es handelt sich somit um einen der letzten im Dritten Reich fertiggestellten Spielfilme. Nach dem Krieg war der Film jahrelang durch die alliierten Kontrollbehörden verboten. Erst am 22. Mai 1953 gab es eine Premiere in der Bundesrepublik. Vor einigen Jahren war *Quax in Afrika* auch wieder im Nachtprogramm privater Fernsehsender zu sehen.

Neben Heimat- und Kriegsfilmern dient »der Schwarze Kontinent« immer wieder als Kulisse in Komödien – ein Beispiel dafür ist *Münchhausen in Afrika*⁹ mit Peter Alexander aus dem Jahre 1957. Darin gibt es »gute Schwarze«, die deutsch sprechen, kochen können und tanzend und singend die Zelte der Weißen aufbauen. Und »böse Schwarze«, die exzessiv trommeln, bemalte Gesichter haben und natürlich Kannibalen sind.

Im größtenteils in Tanganjika gedrehten Film *Unser Haus in Kamerun*¹⁰ sehnt sich ein »Bismarck« genannter Schwarzer Diener nach der guten alten Zeit auf deutschen Plantagen zurück. Wo diese deutschen Farmen einst lagen, ist nicht mehr so wichtig, denn in diesem Film-Kamerun wird Swahili gesprochen. »Bismarck« kommt allerdings kaum zu Wort: Er spricht lediglich die Worte »Ja, Bwana« oder kündigt seine Lieblingsschallplatte »Alte Kameraden« an.

Erwähnenswert ist auch die deutsch-französische Produktion *Die Helden sind müde*¹¹ aus dem Jahre 1955. Wie unzählige andere Afrika-Filme, von Casablanca bis Tarzan, beginnt auch dieser mit einer Karte, die die Umrisse des afrikanischen Kontinents zeigt. Darüber wird folgender Text eingeblendet:

»Dieser Film spielt in einer der jungen und unabhängigen Negerrepubliken Afrikas. Eine Elite von Schwarzen, im Ausland erzogen und ausgebildet, hat dort Sprache und Gebräuche eingeführt, die sich von den afrikanischen Sitten wesentlich unterscheiden. Dennoch haben diese Länder den größten Teil ihrer Tradition erhalten.«

Warum diese Vorbemerkung? Denn in *Die Helden sind müde* geht es keineswegs um die Unabhängigkeit der »jungen« afrikani-

schen Nationalstaaten, sondern um einen Konflikt zwischen einigen Europäern, die der Weltkrieg aus der Bahn geworfen und nach Afrika geführt hat. Offenbar war Mitte der 50er Jahre der Gedanke, dass »Afrikaner« die europäische Kolonialherrschaft abschütteln und sich selbst regieren könnten, noch so ungewohnt, dass es nicht ausreichte, dergleichen im Laufe des Filmes zu erwähnen. Gleich am Anfang des Filmes erfährt Yves Montand bei seiner Ankunft in der »Negerrepublik«: »Hier befehlen nämlich die Schwarzen, nicht die Weißen.« *Die Helden sind müde* ist weitgehend vergessen, aber ein anderer Film aus der gleichen Zeit läuft immer wieder im Fernsehen. Ein Kinofilm über Afrika, erster deutsche Oscar-Preisträger nach dem Krieg: *Serengeti darf nicht sterben*¹².

In *Serengeti darf nicht sterben* und in *Kein Platz für wilde Tiere* spielten außer den Filmemachern, dem Frankfurter Tierforscher Bernhard Grzimek und seinem Sohn Michael, Menschen kaum eine Rolle. Beide Filme erwähnen, dass es in Afrika neuerdings große Städte und in vielen seiner Länder eine stark wachsende Bevölkerung gibt. Sie stellen diese Tatsachen jedoch vor allem als Bedrohung der »letzten Paradiese unserer Erde«¹³ dar. Die Menschen Afrikas und das Anwachsen der Bevölkerung sind »der Grund, warum Afrikas Wildtiere sterben müssen, warum alle Wildtiere auf Erden der »Heuschrecke Mensch« weichen müssen.« Die einzige menschliche Bevölkerung Afrikas, der Grzimek in seinen Filmen so viel Platz wie den Tieren einräumt, sind die Mbuti (im Film »Pygmäen« genannt). Diese »bilden nämlich für Grzimek als hybride Wesen ein Übergangsfeld zwischen Mensch und Tier«¹⁴. Die Mbuti eignen sich als »Zwerge«, als »Urwaldkinder«, ganz besonders zur Verniedlichung und Infantilisierung und werden von Grzimek als »Menschenrasse« dargestellt, die »gar nicht mit Negern verwandt« ist.¹⁵ Um diese »Urwaldkinder« so zu filmen, wie Grzimek sie am liebsten sehen und zeigen wollte, nämlich als von aller Zivilisation so weit wie möglich entfernt, »sortierte« er »zum Filmen und Fotografieren« einfach diejenigen aus,

»die irgendwo von Schwarzen europäische Shorts eingetauscht hatten oder stolz in einer zerrissenen Weste von Weißen paradierten. Weil sie nicht wie die anderen in ihrem Lendenschurz gekommen waren, bekamen sie auch keine Schokolade.«¹⁶

Ab 1956 brachte Grzimek den Fernsehzuschauern Afrika als »Platz der Tiere« nahe.¹⁷ Fortan erschien es auch im Spielfilm angemessener, die Tiere Afrikas nicht einfach abzuschießen. Das Bild vom »Weißen Jäger« kam infolgedessen aus der Mode.

Spätestens in den 1980er Jahren setzte sich eine (selbst-)kritische Haltung im Umgang mit den Bildern und Betrachtungsweisen durch. Der kolonialistische Held – oder, was in Gestalt des Plantagenbesitzers oder Buschpiloten noch von ihm übrig geblieben war – wurde durch den ökologischen Helden ersetzt.

In *African Timber*¹⁸ beispielsweise kommt Heiner Lauterbach nach Westafrika, um als Sägewerksverwalter dem illegalen Tropenholzeinschlag ein Ende zu bereiten. Ausschnitte aus diesem Film wurden seinerzeit für eine Kampagne gegen Urwaldrodung verwendet. Zwar gibt es in diesem Film sprechende und handelnde afrikanische Menschen, doch bleibt es dem weißen Protagonisten überlassen, die Natur, die indigene Bevölkerung und Afrika zu retten. So wie heutzutage die Natur allgemein nicht mehr als bedrohlich, sondern als bedroht angesehen und beschrieben wird, wird das filmische Afrika zu einer anderen Art des Abenteuerpielplatzes. Es kommt immer weniger darauf an, sich im Kampf gegen die Natur zu behaupten. Viel wichtiger wird es, das Gute im Kampf für die Natur zu verkörpern.

Die Helden unserer Zeit beschützen Tropenwälder oder versorgen Flüchtlinge. Warum die Wälder bedroht oder die Menschen geflohen sind, interessiert dabei weniger. Aus dem »Jäger« und »Söldner« des in Afrika spielenden Abenteuerfilms sind »Retter« und »Helfer« geworden.

Dabei ist selbst im Vorabendprogramm, also der für die ganze Familie gedachten »leichten« Fernsehkost, ein gelegentlich überraschender Realismus zu beobachten, wenn es um Themen aus oder Bilder vom Elend in der »Dritten Welt« geht. Während das *Traumschiff* natürlich nur die sicheren Häfen südafrikanischer Urlaubsziele ansteuerte, zeigte die in Westafrika spielende Folge *Zwischen den Fronten* aus der ZDF-Serie *Der Kapitän* Flüchtlingsströme, schwer bewaffnete Milizionäre sowie Luftangriffe mit Kampfhubschraubern. Der Kapitän schafft, was den Regierungstruppen und internationalen Organisationen nicht gelingt. Er rettet – zwar nicht gleich das ganze im Chaos

versinkende Land¹⁹ – aber immerhin einige besonders hilfsbedürftige Opfer. Das gelingt ihm, obwohl er kein Wort der Landessprache versteht, denn wie immer in deutschen Afrika-Filmen hat auch der Hamburger Käpt'n das Glück, mitten im »Herz der Finsternis« auf einen zu treffen, den er erstaunt fragen kann: »Wieso sprechen Sie überhaupt deutsch?«²⁰

Bei diesem Text handelt es sich um eine gekürzte Fassung des in »AfrikaBilder – Studien zu Rassismus in Deutschland« (herausgegeben 2001 von Susan Arndt) erschienenen Aufsatzes.

1 Schomburgk, Hans, *Fahrten und Forschungen mit Büchse und Film im unbekanntem Afrika*, 1922 (man beachte die Reihenfolge: erst Büchse, dann Film).

2 Zit. in: Jung, Fernand, *In Darkest Africa*, Falkenberg 1997 (unveröffentlichtes Ms.).

3 Vgl.: Ramm, Gerald, *Als Woltersdorf noch Hollywood war*, Berlin 1996, S. 57.

4 Zit. in: Krützen, Michaela, *Hans Albers – eine deutsche Karriere*. Berlin 1995, S. 240 f.

5 *Carl Peters*, Deutschland 1941. Regie: Herbert Selpin; Buch: Ernst von Salomon, Hans Selpin, Walter Zerlett-Offenius; mit Hans Albers, Ernst F. Fürbringer, Fritz Odemar, Hans Leibelt u. a.

6 Website der Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung, 8. Dezember 2012; www.murnau-stiftung.de/de/02-05-00-VB.html

7 *Quax in Afrika (Quax in Fahrt)*, Deutschland 1945. Regie: Helmut Weiß; mit Heinz Rühmann, Hertha Feiler, Bruni Löbel u. a. Dieser Film war eine Produktion der Terra-Film, die 1940 *Jud Süß* hergestellt hatte.

8 Wendtland, Karlheinz, *Geliebter Kintopp*, Berlin 1988, S. 184.

9 *Münchhausen in Afrika (Unser Pauker ist der Beste)*. Bundesrepublik Deutschland 1957. Regie: Werner Jacobs, mit Peter Alexander, Anita Gutwell, Franz Muxeneder, Gunther Philipp u. a.

10 *Unser Haus in Kamerun*, Bundesrepublik Deutschland 1961. Regie: Alfred Vohrer, mit Götz George u. a.

11 *Les Héros sont fatigués (Die Helden sind müde)*, Bundesrepublik Deutschland / Frankreich 1955. Regie: Yves Ciampi; mit Curd Jürgens, Yves Montand, Gert Fröbe u. a.

12 *Serengeti darf nicht sterben*, Bundesrepublik Deutschland 1959. Regie: Bernhard und Michael Grzimek.

MÖGLICHT WILD UND NACKT – ZUR ROLLE DER HISTORISCHEN FOTOGRAFIE IN DER EUROPÄISCHEN WAHRNEHMUNG AFRIKAS

MANFRED WEULE

VORBEMERKUNG

In dieser schriftlichen Fassung des Vortrags wird auf Bildbeispiele verzichtet. Zum einen aus Gründen des Urheberrechts, zum anderen, weil deren Abbildungen, auch wenn dies in kritischer Absicht erfolgen würde, die Würde von Menschen noch immer verletzen.

Kein Medium hat die Kolonialisierung Afrikas so intensiv begleitet und geprägt wie die Fotografie und das Bild des Kontinents in Deutschland und Europa so kontinuierlich stigmatisiert, popularisiert und ins kollektive Gedächtnis Europas eingebrannt. Es scheint fast so, als hätten die Kolonisatoren nicht nur den Kontinent, sondern auch das entsprechende Massenmedium zur ideologischen Unterwerfung mit entdeckt.

Die Entdeckung des bildgebenden Verfahrens »Fotografie« geht auf das Jahr 1839 zurück. Bereits um 1880 waren Reisekameras und entsprechend handhabbare chemische Negativ/Positiv-Verfahren entwickelt, die den Akt des Fotografierens heraus aus den Ateliers auf die Straße führten. Aber nicht nur die Kameras wurden mobil, auch ihre Produkte, die Fotos. Bereits 1885 wurden in den USA die ersten Lichtbilder in Zeitschriften abgedruckt. Damit war faktisch der Grundstein für die Illustrierte gelegt.

Parallel zu dieser medialen Entwicklung im 19. Jahrhundert begann das »Scramble for Afrika«, das Gezerre um Afrika durch die europäischen Staaten. Es führte am Ende zur kolonialen Aufteilung des Kontinents am grünen Tisch der europäischen Imperialmächte.

Der Einsatz des fotografischen Bildes in der Medienlandschaft der Zeit war schon deshalb von außerordentlicher Bedeutung, weil es die Sehweisen der Massen veränderte. Beschränkte sich bis dahin die Wahrnehmung für die meisten Menschen auf die Ereignisse im unmittelbaren Lebensumfeld, so eröffneten ihnen die Fotografien ein Fenster zur ganzen Welt.

In ihrem Buch »Fotografie und Gesellschaft« beschreibt Gisèle Freund, selbst Fotografin, dies wie folgt:

»Die Gesichter von Menschen, die außerhalb seines Lebensbereiches existierten, transportiert über das

abgedruckte Foto, wurden ihm vertraut. Das geschriebene Wort ist abstrakt, doch die Fotografie ist die konkrete Widerspiegelung der Welt, in der man lebt.«¹

Die Fotografie und ihre nahezu unendliche Reproduzierbarkeit leitete das Zeitalter der visuellen Massenmedien ein. Mit ihrem Anschein der »konkreten Widerspiegelung der Welt«, ihrem »naiven Realismus« (Bourdieu), wird die Fotografie dank ihrer Reproduzierbarkeit zu einem wirkungsmächtigen Medium der Propaganda und Manipulation. Ihre Banalität, so scheint es, ist aber zugleich ihr Vermächtnis, fließen doch in ihr »ästhetische und soziale Normen« zusammen.

Was die Fotografie in den acht Jahrzehnten des Kolonialismus in Afrika und auch teilweise in der Phase danach betrifft, so wurden die Regeln zur Wirklichkeitsreproduktion mehr oder weniger von den Kolonisatoren bestimmt. Ihren Interessen gemäß zwangen sie zum einen ihre Objekte in Posen und Inszenierungen, die ihrem kulturellen und habituellen Selbstverständnis in der Regel fremd waren, zum anderen fotografierten sie meist nur das, was den Bilderwartungen und der sich entfachenden Sensationsgier Europas entgegen kam. Dazu gehörten allen voran die Fotografien, die afrikanische Frauen nackt zeigten.

Die Fotos wurden mit völliger Selbstverständlichkeit mehrheitlich ohne das Einverständnis der Fotografierten angefertigt. Diese wurden dabei zum Teil trickreich überlistet, wie das folgende Zitat des Völkerkundlers Adolf Hugo Bernatzik zeigt:

»Typen habe ich genug auf die Platte bekommen. Was mir fehlt, sind weibliche Köpfe und Akte. In meinem Buch ›Typen und Tiere im Sudan‹ habe ich die Schwierigkeiten geschildert, die bei der Aufnahme von Menschen in den hiesigen Gegenden (Sudan) zu überwinden sind. Eine Aktaufnahme gar ist in der Vorstellung der Eingeborenen eine Ungeheuerlichkeit. Zehnmal leichter gibt sich ein Mädchen einem Fremden hin, und das ist schon eine Seltenheit, als dass es sich von ihm nackt fotografieren lässt. Für Vorträge über Ästhetik und Schönheit haben die Eingeborenen kein Verständnis. Ich verspreche nun einem alten Säufer ein fürstliches Bakschisch, wenn er mir hilft und Mädchen vor die Kamera bringt, aber keine Dirnen.«²

13 Aus: *Kein Platz für wilde Tiere*, Bundesrepublik Deutschland 1956. Regie: Bernhard Grzimek.

14 Flitner, Michael, *Der Professor und die Tsetsefliege*, in: *Blätter des Informationszentrums 3. Welt*, 10 (2000), Nr. 246, S. 41.

15 Grzimek, Bernhard: *Kein Platz für wilde Tiere*, München 1954, zit. in: Flitner (wie Anm. 14), S. 42.

16 Ebenda, S. 42.

17 Vgl. Flitner, Michael (Hg.), *Der deutsche Tropenwald. Bilder, Mythen, Politik*, Frankfurt / M., New York 2000.

18 *African Timber*, Bundesrepublik Deutschland / Frankreich 1988. Regie: Peter F. Bringmann; mit Heiner Lauterbach, Dietmar Schönherr u. a.

19 Der im Senegal gedrehte Film spielt deutlich auf die Situation in Liberia und in Sierra Leone Ende der 1990er Jahre an.

20 *Der Kapitän: Zwischen den Fronten*, Deutschland 1996. Regie: Erhard Riedelsperger; mit Robert Atzorn.

Nun kann man Bernatzik und seinen völkerkundlichen Kollegen nicht pauschal unterstellen, dass es ihnen bei ihrer Fotografie und publizistischen Arbeit vordergründig um Exotik oder Erotik ging. Doch auch die vermeintlich völkerkundlich orientierte Fotografie entwickelte eine eigene Dynamik. So stimulierten ihre enzyklopädischen Versuche objektivistischer Welterfassung mittels Fotografie, die sinniger Weise unter der Bezeichnung »Typen« stattfand, nicht nur die aufkommenden Rassen-Theorien der Zeit. Sie motivierten darüber hinaus auch eine Unzahl von Reisefotografen dazu, auszuschwärmen, um besonders die exotischen und erotischen Bildbedürfnisse des »daheim geliebten« Publikums zu befriedigen. »Manchmal scheint es, dass gerade die ›objektive‹ Fotografie visuelle Versatzstücke für exotische Inszenierungen fremder Kulturen bereitstellte, die der willkürlichen Komposition freien Lauf ließen.«³ Was die Rassenideologie betrifft, lieferte die Fotografie auch eine Unzahl an Bildern, die die »Überlegenheit der weißen Rasse« demonstrativ, das heißt mit Mitteln der klassischen christlich-abendländischen Bildsprachen und Herrschaftsposen, inszenierten.

Zu diesen *Normalperspektiven* von weißer Überlegenheit und *paradiesischen* Inszenierungen der vermeintlich Anderen gehörten auch die unzähligen Fotografien und Darstellungen nackter Menschen. Nacktsein bedeutet erst einmal ganz einfach ohne Kleider zu sein, für den eigenen Blick oder im direkten Sich-Anblicken. Im Bild und somit auch in der Fotografie wird Nacktheit allerdings zum Akt. Der Kunstwissenschaftler John Berger beschreibt diese Divergenz wie folgt:

»Was bedeutet ein Akt? Es reicht nicht, diese Frage lediglich in der Terminologie der Kunst zu beantworten, denn offensichtlich bezieht sich der Akt auch auf erlebte Sexualität. Nacktsein bedeutet, man selbst zu sein. Als Akt wird man von Anderen nackt gesehen und doch nicht als man selbst erkannt. Ein nackter Körper muss als Objekt gesehen werden, um zu einem Akt zu werden. Betrachtet man ihn als Objekt, fördert man damit seinen Gebrauch als Objekt. Nacktheit enthüllt sich selbst; ein Akt wird zur Schau gestellt.«⁴

Der Übergang von der völkerkundlich motivierten »Zurschaustellung« der Anderen hin zur sexistischen war fließend, ließ sich doch mit den Publikationen von »nackten Wilden« nicht

nur Geld verdienen, sondern auch die Zensurbestimmungen der Wilhelminischen und Weimarer Zeit, was die Veröffentlichung von Aktbildern betraf, geschickt umgehen. Aktbilder gehörten in diesen Jahrzehnten nicht in die Öffentlichkeit, sondern in das Reich der Kunstakademien, anonymen Ateliers und privaten Bildersammlungen.

Neben den klassischen Inszenierungen, die vordergründig den voyeuristischen Blick Europas bedienten, entstanden auch jene willkürlichen Kompositionen des Fremdmachens, die ihre Objekte, vorrangig afrikanische Frauen, auf ihre körperlichen Merkmale reduzierten, die später mit der berühmten Tänzerin Josephine Baker ins Showgeschäft transzendiert werden sollten. Die Verbreitung der vorgestellten Bilder fand nicht nur über populäre Fach-, Reise- und Abenteuerliteratur ihre Wege in die Öffentlichkeit. Eine weitere Lücke bei Umgehung der Zensur bildete die Postkarte. Halblegal wurden über dieses Medium millionenfach Aktaufnahmen und Erotika in den Umlauf gebracht. Umgangssprachlich »Bückware« genannt, weil die Verkäufer sie unter dem Ladentresen versteckt hielten und sich bücken mussten, um sie bei Nachfrage hervorzuholen.

MACHEN WIR ZEITLICH EINEN SCHNITT UND GEHEN IN DIE LETZTEN JAHRZEHNTE DES LETZTEN JAHRHUNDERTS:

»Afrika, mon amour«, die Liebes- und Sehnsuchterklärung von Iris Berben und dem ZDF von 2010, die anlässlich der Fußball-WM auf vielen Großplakatflächen prangte, ist nicht nur ein Ausdruck der kolonialen Amnesie in Deutschland. Der Titel fand zuvor durch viele andere Personen Verwendung, wie u. a. durch Leni Riefenstahl, Autorin des faschistischen Dokumentarfilms »Triumph des Willens« und Lieblingsregisseurin von Adolf Hitler.

Auch Leni Riefenstahl war von Afrika-Sehnsucht erfüllt, als sie sich in den 60er Jahren auf die Suche nach »ihren Nubas« machte, jener »reinen« und »unvermischten« Bevölkerungsgruppe, die in einer unzugänglichen Region des Sudan lebte. Der Kontakt mit den Nubas sollte Riefenstahl, wie sie selbst sagte, die »biblischen Bilder, wie aus der Urzeit der Menschheit«⁵ liefern.

Der weltöffentliche Erfolg der Nuba-Fotos begann mit ihrer Ausstellung in einer Galerie in den USA. Nach einer Zwischen-

station in Paris gelangten die Fotografien an die deutsche Illustrierte »Kristall« des Springer Verlags, die 1964 erste Bilder abdruckte. Wochen später folgte eine zweite Fotostrecke unter dem Titel »Requiem für eine Nuba«. Schließlich erreichten die Fotografien 1969 das damalige Flaggschiff der deutschen Illustrierten, den Stern. Ab Ende 1969 schmückten sie mehrere Titelseiten, u. a. mit Titeln wie »Bilder die noch keiner sah«.

Die Frage danach, weshalb die Nuba-Fotos von Leni Riefenstahl überhaupt notwendig sind bzw. so faszinieren, wird in dieser Zeit kaum gestellt. Offensichtlich sind die spießigen Sehnsüchte nach archaischen Kultur- und Gesellschaftsmustern, die im rohen Recht der Stärke gründen, noch immer lebendig. Zudem setzen sie sich fort in dem Massenhobby der Urlaubsfotografie, das in den 60er Jahren eine Renaissance erfährt. Die Wirtschaftswunderjahre führten die Deutschen nicht nur nach Italien, sondern auch ins *geheimnisvolle Afrika*. Gerüstet mit »Klick und Klack«, mit Kodak und Agfa machte sich nun auch der Fotoamateur scharenweise an die Eroberung des Paradieses mittels der Kamera.

Das mechanische Auge vor dem Kopf und die Vorbilder à la Riefenstahl im Kopf leisteten in jener Zeit unzählige Fotoamateure, in der Regel männlich, ihren Beitrag zu den Fixierbildern Afrikas und der Konstruktion des Anderen. »Unter den ungewöhnlichsten Bildern vermögen die Fotoamateure nur solche Formen zu entschlüsseln, die eine fotografische Tradition haben, etwa die Wahl des Stoffes oder der Kult des *Ausgefallenen*«. ⁶

Zum Kult des Ausgefallenen gehörten zweifelsfrei auch jene Aktfotografien von Fotoamateuren, die in der Weltausstellung der Fotografie von 1973 unter dem sinnigen Titel »Unterwegs zum Paradies« ausgestellt wurden. Die Bilder zeigen, wie kamerabewehrte Touristen, vorwiegend weiß und männlich, irgendwo im ländlichen Afrika scharenweise aus Bussen springen, um sich mit unbekanntem nackten oder barbusigen Frauen gegenseitig abzulichten. Während die einen vielleicht einer vermeintlichen »ethnischen Selbststilisierung« entsprechend ihre Haut zum Markt tragen, verlängern die anderen die unwirkliche Zurschaustellung »des Anderen«. Sind diese Fotografien in der Realität der heimischen Fotoalben angekommen, gleicht der Prozess des Betrachtens dem von Tieren in einem Zoo.

1 Freund, Gisèle, *Photographie und Gesellschaft*, Reinbek 1979.

2 Bernatzik, Hugo A., *Gari Gari. Der Ruf der afrikanischen Wildnis*, Wien / Zürich / Prag 1935.

3 www.museumkoeln.de/rautenstrauch-joest-museum/download/Bulletin199104_LichtUndSchatten.pdf.

4 Berger, John u.a., *Sehen. Das Bild der Welt in der Bilderwelt*, Reinbek 1974.

5 Glasenapp, Jörn, *Späte Rückkehr: Leni Riefenstahls Nuba*, in: Wodjanka, Stephanie (Hg.), *Mythosaktualisierungen. Tradierungs- und Generierungspotentiale einer alten Erinnerungsform*, Berlin u.a. 2006.

6 Bourdieu, Pierre / Boltanski, Luc / Castel, Robert u.a. (Hg.), *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*, Frankfurt a.M. 1981.

Afrika-Korrespondentinnen und -Korrespondenten tragen einen wesentlichen Teil zum verzerrten Afrika-Bild in den Massenmedien bei. Wer sind die »sie«? Unter welchen Bedingungen arbeiten sie? Nach welchen Kriterien wählen sie ihre Nachrichten aus und warum? Eine umfangreiche Forschungsarbeit gibt Antworten.

Schon seit langem wird von der Wissenschaft, aber auch von Journalistinnen und Journalisten selbst, harsche Kritik an der Präsentation und dem Inhalt der Afrika-Berichterstattung geübt. Je nach Untersuchungsgegenstand werden etwa überzogener Negativismus, Ethnozentrismus, mangelnde Hintergrundberichterstattung oder Rückgriffe auf Stereotype kritisiert. Meist beschränken sich die Forschungen auf Inhaltsanalysen veröffentlichter Beiträge. Die Perspektive der Produzierenden von Afrika-Berichterstattung wurde hingegen über Jahrzehnte vernachlässigt. Die hier vorgestellte Untersuchung verschränkt Inhaltsanalyse und Akteursperspektive, um detailliert Akteure, Produktionsprozesse und -strukturen zu erhellen, die am massenmedialen Bild von Afrika-Beiträgen maßgeblich mitwirken.

Die hier vorgestellten Ergebnisse beruhen auf Interviews mit mehr als 40 Afrika-Korrespondentinnen und -Korrespondenten, lokalen Mitarbeitenden und Redaktionsmitgliedern. Diesen Gesprächen ging eine Inhaltsanalyse der überregionalen Tageszeitungen »Frankfurter Allgemeine Zeitung« (FAZ) und »Süddeutsche Zeitung« (SZ) sowie der Deutschen Presseagentur (dpa) und der Wochenzeitschrift »Der Spiegel« (Spiegel) voraus. Da die Ergebnisse weitgehend die Situationen jener wenigen an Afrika interessierten deutschen (Leit)Medien wiedergeben, die überhaupt Personal in afrikanischen Ländern engagieren, handelt es sich bei den im Anschluss präsentierten Ergebnissen um Best-Practice-Perspektiven.

Einige Strukturdaten: Das Ende des Kalten Krieges sowie die Medienkrise zu Beginn des 21. Jahrhunderts führten zu deutlichen personellen und inhaltlichen Zäsuren und zu einem Verlust an journalistischer Afrika-Kompetenz und Berichterstattungsvielfalt. Lediglich 13 von deutschen Medien fest Angestellte arbeiteten zum Zeitpunkt der Untersuchung in Subsahara-Afrika. Dabei engagierten sich die öffentlich-rechtlichen Anstalten ARD und ZDF mit acht entsendeten Korres-

pondentinnen und Korrespondenten herausragend. Nur noch Spiegel, dpa, FAZ und SZ beschäftigten weiteres festes Personal in Afrika südlich der Sahara. Etwa jede fünfte Stelle wurde gestrichen. Leitmedien wie FAZ und SZ reduzierten ihr Personal, der Springer-Auslandsdienst schloss seine Büros ganz. Zusammenschlüsse von Regionalzeitungen, die Personal für Afrika-Korrespondenz in Kooperation finanzierten, zerbrachen. Private Fernseh- und Rundfunksender verzichteten komplett auf Büros in Subsahara-Afrika. Für zwei Drittel der Beschäftigten sank die Nachfrage nach Afrika-Berichterstattung während ihrer Korrespondententätigkeit, sodass knapp die Hälfte lediglich einen Beitrag pro Woche absetzen konnte.

Der starke Abbau von Personalstellen fügt sich in ein betrübliches Gesamtbild über den Entstehungsprozess der Afrika-Berichterstattung. Die Berichterstattung deutscher Medien stellt im internationalen Vergleich immer noch erkennbare Anteile der insgesamt überschaubaren und rückläufigen Communitys dar. Jedoch ist die Wahrscheinlichkeit des weiteren Abbaus von Personalstellen hoch.¹

In der Untersuchung konnten zudem deutliche Defizite im redaktionellen Management von Afrika-Korrespondentinnen und -Korrespondenten festgestellt werden. Generelles Desinteresse spricht auch aus dem Befund, dass Afrika meist als Einstieg in die Karriere dient: Die Mehrzahl der in Afrika Beschäftigten darf ihre Arbeit relativ unbedarft und ohne Regionalkenntnisse beginnen. Im Einzelfall entsenden deutsche Leitmedien sogar Personal, das Subsahara-Afrika vorher noch nie betreten hat. Bestenfalls führen solche Personalentscheidungen zu jahrelangen Einarbeitungszeiten, im schlechtesten Fall zu dauerhaft wenig kompetenter Berichterstattung. Das autodidaktische Aneignen von Wissen über die Berichtsgebiete in Afrika überwiegt deutlich gegenüber dem systematischen, institutionalisierten Erwerb. Ob und auf welchem Weg sich in Afrika eingesetztes Personal Fachkenntnisse aneignet, ist weitgehend ihm selbst überlassen. Die Sprachkompetenzen der meisten Afrika-Korrespondentinnen und -Korrespondenten sind anglophon geprägt. Französisch spricht nur eine Minderheit, afrikanische Sprachen fast niemand. Von Kausalitäten zwischen solchen Zuständen und begrenzten redaktionellen Kompetenzen ist auszugehen.

Ohne Zweifel gehört das Personalmanagement zu den zentralen Kompetenzbereichen der Leitungsebene jedes Medienhauses.

Da das Personal wesentlichen Anteil an der Ausgestaltung von Afrika-Berichterstattung hat – in den analysierten Medien stammen bis zu 90 Prozent der großen Reportagen aus ihren Federn –, sollte man meinen, dass diese mit größter Sorgfalt ausgewählt werden. Die Untersuchung der Auswahlkriterien für Afrika-Korrespondentinnen und -Korrespondenten förderte jedoch teilweise Erstaunliches zutage: In der Branche herrscht zwar eine ungefähre Vorstellung darüber, nach welchen Kompetenzkriterien Afrika-Personal theoretisch ausgewählt werden sollte. In der Wirklichkeit jedoch gelten journalistische Kompetenzen eindeutig als primäres Auswahlkriterium, während bei Regionalwissen zum Teil erhebliche Abstriche gemacht werden. Im Allgemeinen legen Medienhäuser Wert darauf, dass Korrespondentinnen und Korrespondenten vor ihrer Entsendung unter anderem einen journalistischen Sozialisationsprozess in ihren Redaktionen erfolgreich durchlaufen, um Arbeitsroutinen und Nachrichtenauswahlkriterien zu internalisieren und Kontaktnetzwerke innerhalb der Organisationsstrukturen aufzubauen. Daneben können zahlreiche andere Auswahlkriterien bei der Vergabe von Stellen von zentraler Bedeutung sein (z. B. Persönlichkeitsmerkmale, Zugehörigkeit zu Ressorts oder ARD-Landesanstalten, Beziehungen zu Entscheidungsträgern). So kann es vorkommen, dass entsendetes Personal unter Umständen auch aus Regional-, Sport- oder Unterhaltungsredaktionen kommt und wenig Auslands- geschweige denn Afrika-Erfahrung vorweisen kann. Korrespondentenstellen werden zudem auch als Belohnung vergeben oder dienen in Einzelfällen zur Ruhigstellung unliebsamer Beschäftigter auf einen weit entfernten, peripheren Außenposten.

Die Zusammenarbeit zwischen freien Mitarbeitenden (die Mehrzahl der in Afrika arbeitenden Korrespondenten) und Abnehmerredaktionen ergibt sich häufig zufällig – oft schlicht über ihre Verfügbarkeit oder die Absatzfähigkeit ihrer journalistischen Angebote. Insgesamt fügen sich die Auswahlkriterien für Afrika-Personal in das Gesamtbild der analysierten Konstruktions- und Produktionsprozesse von Afrika-Berichterstattung – sie sind zu einem erheblichen Teil willkürlich.

Auch die Ergebnisse zur Qualität der Kontakte zwischen Mitarbeitenden und Redaktionen untermauern dies: Zwar berichten zwei Drittel der Korrespondentinnen und Korrespondenten,

diese seien »sehr gut« oder »gut«. Allerdings zielen diese positiven Auskünfte zu einem nicht geringen Teil auf atmosphärische Aspekte ab und nicht auf professionell-kompetente inhaltliche Betreuung. Kompetent betreut wird das Afrika-Personal nur in Ausnahmefällen. Drei Viertel der Befragten geben sogar an, sich »selten« oder »nie« mit den Abnehmerredaktionen inhaltlich über Afrika-Themen auseinanderzusetzen. In den Redaktionen sind »Afrika-Müdigkeit«, Kompetenzdefizite und Konzeptlosigkeit weit verbreitet. Knapp die Hälfte der Befragten erklärt, für inhaltliche Fragen in Bezug auf Afrika keine festen Ansprechpersonen in den Abnehmerredaktionen zu haben. Dies gilt selbst für solch einflussreiche Medien wie ARD, ZDF oder dpa.

In den wenigen Fällen, in denen Redaktionen Afrika-Redakteurinnen oder -Redakteure beschäftigen, haben diese parallel noch andere Weltregionen wie den Nahen Osten und Osteuropa oder Organisationen wie die UN zu betreuen. Zudem beziehen Abnehmerredaktionen ihre Korrespondentinnen und Korrespondenten sowie lokal Mitarbeitende kaum in längerfristige konzeptionelle Planungen der Auslands- bzw. Afrika-Berichterstattung ein. Deren konstruktive Hinweise zur Verbesserung der Berichterstattung finden unter den genannten Bedingungen selten Gehör und noch seltener praktische Konsequenzen.

Der Zusammenhang zwischen fachlich-inhaltlichen Defiziten von Redaktionen und favorisierten Nachrichtenauswahlkriterien ist naheliegend: Je geringer die Kompetenz, desto stärker wird beispielsweise der Einfluss diverser Leitmedien und Nachrichtenagenturen, verschiedenster Public Relations (PR) oder des Nachrichtenfaktors Konsonanz (Gleichförmigkeit/ Erwartbarkeit der Berichte). Denn wenig kompetente Redaktionen können nur eigenes Urteilsvermögen einbringen und müssen sich so auf ihre eigenen kognitiven Erwartungen und Klischees oder den verbreiteten journalistischen Mainstream berufen. Für jene wenig kompetenten Redaktionen produziert jedoch die Mehrzahl der befragten Korrespondentinnen und Korrespondenten Beiträge. Themenauswahl und -präsentation richten sich dabei stark nach dem Interesse des deutschen Publikums und nach dem Medienmarkt. Die Nachrichtenschwelle für Beiträge aus Afrika liegt dabei in vielen Redaktionen derart hoch, dass ein durchsetzungsfähiger Nachrichtenwert in der

aktuellen Berichterstattung oft nur auf Katastrophen, Kriege und Krisen oder Themen mit starkem Deutschlandbezug rekurriert. Diese beschränkt-dimensionale Stereotypisierung des Kontinents verstärkt wiederum den Ermüdungseffekt bzw. den Afrika-Pessimismus der Redaktionen und betont damit die Höhe der Nachrichtenschwelle. Afrika befindet sich somit in einer »Dramatisierungsfalle«. Viele Redaktionen passen sich zudem Boulevardisierungs- bzw. Ökonomisierungstendenzen innerhalb des Abnehmermarktes an, indem sie sich stärker vermischten und bunten Themen zuwenden. Schwer absetzbar sind hingegen Themen wie Innen- und Außenpolitik afrikanischer Staaten, Alltag, Kultur, Literatur oder lokale Wirtschaftsthemen. Themenfelder wie soziale Netze, informeller Sektor oder Arbeitnehmerperspektiven werden kaum behandelt. Einer der deutlichsten Befunde lautet: Themen, Details und Personen aus den Nahbereichen des politischen und zivilgesellschaftlichen afrikanischen Lebens sind für die Mehrzahl der Abnehmerredaktionen tendenziell von wenig Belang und daher schwer absetzbar. Diese Aussagen treffen jedoch nur zum Teil auf Südafrika zu, dem eine deutlich differenziertere mediale Aufmerksamkeit zuteil wird: In den analysierten Medien wird über das Land am Kap mehr berichtet als über 30 andere afrikanische Länder zusammen.

Die oft kritisierte »K-Berichterstattung« (Kriege, Krisen, Katastrophen, Krankheiten) nimmt 40 bis 50 Prozent der analysierten Berichte ein. Hohen Nachrichtenwert besitzen vor allem negative Ereignisse, die konfliktreich verlaufen, bei denen große Schäden auftreten und in die mächtigen Staaten, Organisationen oder prominente politische Akteure involviert sind. Dabei hat der Bezug zur westlichen Welt- und Werteordnung erhebliche Bedeutung. Externe Ereignisse und Akteure lösen oft Berichterstattungshochs aus (Bundeswehreinätze, Reisen von Bundeskanzlern oder -präsidenten, UN-Präsidenten, UN-Konferenzen etc.). Deutsche Beteiligte oder der Deutschlandbezug spielen dabei eine herausragende Rolle. Der Anteil von Externen wie UN, Hilfsorganisationen, EU, westlichen Regierungen oder Deutschen beträgt in der Afrika-Berichterstattung 40 Prozent. Während diese Externen überwiegend positiv in Erscheinung treten, werden afrikanische Akteure vor allem negativ dargestellt. In Nebenrollen treten häufig »namenlose afrikanische Massen« in fatalen Lagen oder aussichtslosen Situationen auf.

Interessant ist auch, dass nichtafrikanische Quellen mit einem Anteil von zwei Dritteln aller nachweisbaren Quellen die untersuchte Afrika-Berichterstattung stärker beeinflussen als afrikanische. Dabei stechen deutsche Quellen und die UN quantitativ hervor. Die am häufigsten genutzten Quellen sind dabei andere Medien. Regierungen und supranationale Organisationen stellen die zweitwichtigste, UN und Hilfsorganisationen die drittgrößte Quellengruppe dar. Viele afrikanische Quellengruppen kommen hingegen so gut wie nicht zu Wort. Das betrifft vor allem Vertreterinnen und Vertreter der Zivilgesellschaft z. B. aus der Kunst, Musik, Literatur, Wissenschaft, Lehre, Schule, Kirche oder Religion. Die Nachrichtenauswahl und -konstruktion von Afrika-Themen ist zudem auf einen sehr kleinen prominenten Elite-Personenkreis fokussiert und zumeist auf Politiker der »ersten Reihe« oder Persönlichkeiten der Weltpolitik (US-Präsident, UN-Generalsekretär etc.). Der Mangel an in Deutschland (und in den Redaktionen) bekannten Angehörigen der afrikanischen Elite behindert die nötige Personalisierung von Berichterstattung stark und schmälert die Absatzchancen von Beiträgen.

Selbstverständlich gewinnt das Internet als Recherchewerkzeug auch für die Afrika-Berichterstattung an Bedeutung. Es erleichtert und beschleunigt Kommunikation und Arbeitsprozesse enorm. Damit gehen jedoch auch große Gefahren für den Journalismus einher. Die Digitalisierung macht es möglich, dass einzelne Korrespondentinnen und Korrespondenten in einem der logistisch schwierigsten Berichtsgebiete der Welt 1.000 Radiobeiträge im Jahr produzieren. Das ist nur möglich, weil Internet und Digitalfunk permanent als O-Ton-Lieferanten und als Sekundär- und Tertiärquellen anzapfbar sind. Es entsteht eine unter Journalismus-ethischen Gesichtspunkten hochdiskutable Berichterstattung. Der Trend zum virtuellen Journalismus und zu Schreibtischrecherchen kann also mit einem Verlust an journalistischer Qualität, Vielfalt und Glaubwürdigkeit sowie mit der Gefahr einer sich verstärkenden selbstreferenziellen Orientierung an anderen Medien einhergehen. Im Gegensatz zum Beschleunigungstrend der Produktionsprozesse in den Abnehmerredaktionen steht die Tatsache, dass die Ressource Zeit zu einem der wichtigsten Recherche-Faktoren in Afrika gehört. Die Zeitdimensionen

dieser Weltregion und die Größe der Berichtsgebiete erlauben nur eine sehr begrenzte Beschleunigung der Berichterstattung.

Die schiere Größe der Berichtsgebiete, die die Einzelnen zu betreuen haben, zeigt: Eine detaillierte journalistische Betrachtung von Geschehnissen in Afrika ist strukturell keineswegs vorgesehen. Auch zeigt sich das ganze Ausmaß des Desinteresses in vielen Redaktionen. Knapp die Hälfte der Mitarbeitenden betreut alle 48 Länder Subsahara-Afrikas. Im Durchschnitt ist eine Person für 33 Länder zuständig. Zudem haben sie in etwa ein Drittel dieser Länder noch nie einen Fuß gesetzt. Die Inhaltsanalyse zeigt: Weit mehr als die Hälfte aller 48 Länder Subsahara-Afrikas finden so gut wie keinen Eingang in die Berichterstattung.

Die großen Flächenberichtsgebiete und die Vielzahl an Ländern sollten das Reisen zu einer der dringlichsten Aufgaben für Korrespondentinnen und Korrespondenten machen. Denn nur so können sie sich zumindest einen groben Überblick über ihre Berichtsgebiete verschaffen. Die Augenzeugenschaft, das Beobachten, Recherchieren und Erleben vor Ort sind nicht nur eine Grundvoraussetzung für das Produzieren von Reportagen, sondern vor allem auch für das Bereitstellen von Hintergrundwissen und originären, neuen Themenideen, die nicht einer Schreibtischrecherche bzw. dem Medien-Mainstream entspringen. Häufig ermöglicht erst das Reisen journalistische Unabhängigkeit, Analysefähigkeit, Thematisierungs- und Kontextualisierungskompetenz. Doch auch hier hat sich die Arbeit erheblich verändert. Zwei Drittel der Befragten klagen über teils drastische Einschnitte in ihre Reisebudgets. Mit dem Abschmelzen dieser Budgets korreliert wiederum die Auswahl von Reisezielen – und letztlich auch von Themen. Die Schwerpunkte der Reisetätigkeiten liegen deshalb zuallererst in jenen Ländern, in denen sich die Redaktionsbüros befinden (Nairobi/Kenia; Johannesburg und Kapstadt/Südafrika). Entferntere Regionen wie Westafrika werden eher vernachlässigt.

Die zunehmende Ausrichtung von Medien an ökonomischen Effizienzkriterien und die gewerbliche Organisation von Journalismus bewirken eine Ökonomisierung journalistischer Rollenbilder: Unter anderem da Afrika-Berichterstattung in der beschriebenen Dramatisierungsfalle steckt, definiert sich ein

Großteil der Korrespondentinnen und Korrespondenten als Verkaufende und Makelnde von Themen oder als redaktionelles Management. Das Verkaufen und Makeln von Beiträgen nehmen zunehmend mehr Raum ein und sind wichtiger Bestandteil von Arbeitsaufgaben und -routinen geworden. Eine schleichende Ökonomisierung journalistischer Handlungsweisen und Rollenbilder findet dabei oft über die Unterordnung unter Bedingungen knapper redaktioneller Ressourcen statt. Die organisatorisch und institutionell auf den Markt zugeschnittenen Rahmenbedingungen definieren den ansonsten großen Bewegungs- und Handlungsspielraum von Afrika-Korrespondentinnen und -Korrespondenten zunehmend. Dies verursacht eine Art Dienstleistungsjournalismus, der sich vornehmlich an den Gewünschtheiten »des Marktes« ausrichtet. Das Rollenbild des investigativen Journalisten ist hingegen kaum anzutreffen, zumal es in der Regel an umfangreiche Ressourcen sowie an das Interesse und die Kompetenz von Abnehmerredaktionen gebunden ist.

Die angerissenen Probleme des Afrika-Journalismus tragen unter anderem dazu bei, dass sich die großen PR-Anstrengungen der Hilfsbranche deutlich in der Afrika-Berichterstattung niederschlagen können. Hilfsorganisationen und UN stellen mit ihrer zielgerichteten und teilweise strategischen Kommunikation etwa jede fünfte inhaltsanalytisch nachweisbare Quelle dar. Der Erfolg ihrer PR-Arbeit zeigt sich auch auf qualitativer Ebene: Die analysierten Medienbeiträge bilden UN und Hilfsorganisationen meist positiv ab. Den PR-Anliegen der Hilfsbranche kommt dabei ihr de facto vorhandenes Informations- und Kommunikationsmonopol zu Gute, da andere Akteure wie wissenschaftliche Einrichtungen, Medien oder Wirtschaftsvertreter zur gesellschaftlichen Debatte über Afrika vergleichsweise wenig beitragen oder vom Journalismus kaum wahrgenommen wird. Zwischen Medien und Hilfsbranche bestehen außerdem enge Verhältnisse, die auf oft ähnlich gelagerten inhaltlichen Interessen an Afrika (Krisen, Kriege, Katastrophen, Krankheiten) basieren.

Die Hilfsbranche kann zudem auf eng gewobene gesellschaftliche Netzwerke zurückgreifen, in die sowohl politische Akteure als auch einflussreiche Medienvertretungen inkorporiert sind. Die Zusammenarbeit von Redaktionen mit der Hilfsindustrie reicht von der Berichterstattung über eine Vielzahl

etablierter Welttage, über Pressereisen und Spendensendungen bis hin zu langjährig gepflegten, journalismus-ethisch bedenklichen Kooperationen und Kampagnen-Journalismus. Dass sich Berichterstattung dabei in Einzelfällen einseitig und absichtsbunden darstellt und die Berufshygiene sowie journalistische Unabhängigkeitsgebote in Frage stellt, wird für die »gute Sache« in Kauf genommen. Der derzeitige Afrika-Journalismus hat den inhaltlich-thematischen Vorstrukturierungen von UN und Hilfsorganisationen in Afrika wenig eigene Expertise und Deutungsmacht entgegenzusetzen. Häufig übernimmt er lediglich eine Verteilerfunktion, indem er die PR-induzierte Afrika-Agenda der Hilfsbranche und der Politik kolportiert.

Trotz aller Befunde und beschriebenen Bedingungen sei am Ende wiederholt, dass dank einzelner, engagierter Journalistinnen und Journalisten fortwährend hervorragende Afrika-Beiträge produziert werden. Unter den gegebenen Arbeitsbedingungen kann die Darstellung von Wirklichkeit jedoch nur eine sehr entfernte Zielvorstellung sein. Dies liegt nur zum geringeren Teil an den individuellen Arbeitsleistungen der Korrespondentinnen und Korrespondenten, die oft als hoch einzuschätzen sind. Standortspezifische Faktoren wie interkulturelle Kommunikationsbarrieren, eingeschränkte Pressefreiheit oder infrastrukturelle und bürokratische Hindernisse mögen zwar im Einzelfall Afrika-Berichterstattung beeinflussen, aber auch sie sind kaum die Ursache für die erhebliche Kritik an ihr. Verantwortlich dafür sind primär die von Redaktionen und Medienhäusern gesetzten strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen und darüber hinaus Inkompetenzen, die ihrerseits in eine kulturelle Dimension eingebettet sind: in ein weitreichendes gesellschaftliches Desinteresse der Bundesrepublik Deutschland an Afrika.

¹ Veränderte Kommunikations- und Logistikmöglichkeiten und eine zunehmende Ökonomisierung des Journalismus könnten diese Auflösungstendenzen bestärken. Die Debatte darüber, ob sich die Region nicht auch von Deutschland aus betreuen lasse, wird immer wieder geführt.

ZWISCHEN REVOLUTIONÄR UND RUMGETRÄNK: PATRICE LUMUMBA IN DEN MASSENMEDIEN UND DER POPKULTUR

JOHNNY VAN HOVE

Mein Beitrag beschäftigt sich mehr mit den massenmedialen Repräsentationen Patrice Lumumbas als mit deren Faktizität. Nicht, dass Fakten in Bezug auf Lumumba nicht wichtig wären, sie sind und bleiben es: Es ist ein Fakt, dass es vor ca. 50 Jahren tatsächlich einen jungen Politiker namens Patrice Émery Lumumba gab, der 1960 zum ersten Premierminister Kongos (die heutige Demokratische Republik Kongo) gewählt wurde; es ist eine Tatsache, dass Lumumba während der Unabhängigkeitszeremonie seines Landes eine kritische Rede hielt, in der er die vergangenen Kolonialverhältnisse kommentierte; es ist eine Realität, dass Lumumba mit kräftiger Unterstützung interner und externer Gegner 1961 liquidiert wurde, allen voran von den Vereinigten Staaten und Belgien (siehe Georges Nzongola-Ntalaja). Das sind die Fakten. Sobald aber über diese geredet, geschrieben, gesungen wird, fängt das Repräsentieren an, das heißt: das sinnstiftende Erfassen, Zuschneiden oder Reduzieren dieser Realitäten in und mit sprachlichen und musikalischen Mitteln.

Ein bedeutsamer Einstieg in die massenmedialen Repräsentationen Lumumbas stellt das 2012 in Deutschland veröffentlichte Buch *Kongo: Eine Geschichte* des belgischen Autoren David Van Reybrouck dar. Ich erwähne und bespreche gerade diesen populärwissenschaftlichen Wälzer (immerhin ca. 780 Seiten in der deutschen Übersetzung), da er auch hier in Deutschland eine hohe Autorität erreichen wird bzw. bereits erreicht hat. Die Voraussetzungen dafür sind optimal. Durch den Vertrag mit dem Verlag Suhrkamp sorgte Van Reybrouck nach seinem Siegeszug auf den belgischen und niederländischen Bestsellerlisten jedenfalls auch in der Bundesrepublik für große mediale Aufmerksamkeit.

Lumumba wird in *Kongo: Eine Geschichte* durch einen Flickenteppich von Zitaten repräsentiert, die trotz ihrer Vielfalt recht einseitig in ihren Aussagen sind. »Während der Rede des Präsidenten [Kasavubu] war Lumumba zornig damit beschäftigt, [seine Rede] zu korrigieren«, sagt die auktoriale Stimme bei der Besprechung des Unabhängigkeitstages. Die Begründung für Lumumbas Zorn ist: »Er wollte den Vertretern der Kolonialmacht unbedingt zum letzten Mal Kontra geben« (S. 323). Kongolesen werden ebenfalls zitiert, wie Jamais Kongola, der besonders als Musiker herausstach und ein halbes Jahrhundert später wie folgt auf die Unabhängigkeitsfeier zurückblickt:

»Lumumba hatte nichts im Kopf, er war impulsiv und unverschämt. Ihm haben wir unsere Misere zu verdanken« (S. 327). Auch belgische und amerikanische Stimmen aus den Sechzigern werden bei der Charakterskizze bzw. dem Charaktermord Lumumbas erwähnt. »Später würde [der belgische General Janssens] über Lumumba schreiben: »Aufgrund seines Nervensystems glich er mehr einer Raubkatze als einem Menschen« (S. 338). Ein weiteres Zitat, diesmal vom stellvertretenden Außenminister der USA (Douglas Dillon), lautet: »Douglas Dillon beschwerte sich über [Lumumbas] »irrationale«, fast »psychotische« Persönlichkeit: »Man bekam das Gefühl, dass er als Person von einem Eifer besessen war, den ich nur als messianisch beschreiben kann. Er war einfach nicht rational« (S. 357). Zornig, impulsiv, unverschämt, oberflächlich, bestialisch, irrational: so wird Patrice Lumumba in *Kongo: Eine Geschichte* repräsentiert.

Abgesehen von der auffälligen Einseitigkeit der zitierten Aussagen sind auch die kuriosen Kriterien zur Quellenauswahl und zur Charakterbeschreibung bemerkenswert. Drei Fragen und Vergleiche bzw. Analogien seien in diesem Rahmen gestattet. Erste Frage: Warum werden ohne weiteres amerikanische und belgische Zeitzeugen genutzt, wie Janssens und Dillon, die zur Destabilisierung Lumumbas beigetragen oder an dessen Ermordung beteiligt waren? Analogie: Würde man George W. Bush Junior anhand von Zitaten seiner Gegner – der Demokratischen Partei, der Taliban, *you name it* – ausgeglichen und fair beschreiben können? Zweite Frage: Warum werden die Aussagen eines Musikers wie Jamais Kongola für politisch erwähnenswert gehalten? Analogie: Würde man Angela Merkel ernsthaft beschreiben können, indem man Reinhard Mey oder Sarah Connor befragt? Letzte Frage: Warum sind bei der Beurteilung eines Premierministers überzogene und unkommentierte Allegorien wie Raubkatze angebracht? Analogie: Könnte eine ernstgemeinte historische Darstellung Deutschlands Helmut Kohl als »Nashorn« bezeichnen, ohne die Miene zu verziehen? In *Kongo: Eine Geschichte* anscheinend schon, eben weil dort die Regeln historischer Fairness außer Kraft gesetzt werden, weil Gerüchte, Fantasien, Diffamierungen ohne Erklärung in diesem Buch zirkulieren und weil Hinweise und Allegorien bevorzugt werden gegenüber klaren Argumenten, überzeugenden Belegen und Realismus (siehe auch Christopher Millers *Blank Darkness*).

Van Reybroucks merkwürdige Arbeitsweise in Bezug auf Lumumba fällt einer Vielzahl von Feuilletonredakteuren scheinbar kaum auf. Im *Tagesspiegel* wird Van Reybroucks »präzise, packende Darstellungsweise« gelobt (siehe Teutsch, »Rohstoff Afrika«) und in *Welt Online* wird über die »intellektuelle Redlichkeit« des Buchs sinniert. In letztgenannter Rezension vom 29. April 2012 übernimmt der Journalist Stephan Wackwitz das Lumumba-Bild Van Reybroucks weitgehend:

»Dass die Ermordung Lumumbas, des ersten Ministerpräsidenten des unabhängigen Kongos, 1961 ein Verbrechen war, muss Van Reybrouck nicht betonen. Seine Leser spüren seine moralische Haltung in jedem Abschnitt des entsprechenden Kapitels. Aber das hält ihn nicht davon ab, die glaubwürdigen Zeugnisse amerikanischer Beobachter über den manisch-autistischen Eindruck zu zitieren, den Lumumba bei seinem Auftritt vor der UNO hinterließ« (siehe »Die neue Entdeckung Afrikas«).

Es kann in diesem Zitat kaum übersehen werden, wie die Aussagen Dillons ohne weiteres als glaubwürdig etikettiert werden und wie die bereits vorhandene Irrationalität und Pathologisierung Lumumbas noch durch weitere Bezeichnungen (»manisch-autistisch«) verstärkt werden. Kritik der tendenziösen Quellenauswahl Van Reybroucks? Fehlanzeige.

Die fantasievollen, überdrehten Repräsentationen Lumumbas zeigen sich nicht nur in den Feuilletons, sondern auch in der deutschen Alltags- und Popkultur. Der Cocktail ›Lumumba‹ ist geradezu exemplarisch dafür. Seit den Sechzigern wird das Getränk, welches eine Mischung aus Schokomilch, Rum und ein wenig Sahne ist, in Cocktailbars und auf Weihnachtsmärkten verkauft. Abgesehen davon, dass es merkwürdig ist (und geschmacklos zugleich) einen Cocktail zu verzehren, der nach einem ermordeten Politiker benannt wurde – wäre ein Getränk namens Lincoln, Kennedy oder Fortuyn wirklich vorstellbar? –, wird Lumumba außerdem über die braune Milchfarbe rassifiziert und über den Rum hedonisiert. In der Popmusik wurde besonders der letzte Aspekt, die Hedonisierung, häufig reproduziert. Seit dem 1967 veröffentlichten Song ›Waltz for Lumumba‹ von The Spencer Davis Group treiben besonders die Schlager- und Technoszene Lumumba als Zeichen einer

guten Zeit und einer übersexualisierten Partyfantasie voran. »Weißes Meer, weißer Sand, stehe ich hier mit 'nem Lumumba in der Hand – tanze mit mir den Reggae, heut' Nacht«, singt die Schlager-Künstlerin Tanja More in ihrem Song ›Lumumba‹ im Jahr 2009. In diesem von sexuellen Anspielungen durchzogenen Lied schwankt More zwischen Lumumba als Cocktail und Lumumba als Schwarzem Urlaubsflirt.

Die andere Seite der Musikmedaille ist Lumumba als Zeichen des Stolzes und des idealisierten Kampfgeistes. Besonders ›People of Color‹ oder Menschen, die gegenüber der Mehrheitsgesellschaft als nicht-weiß gelten (siehe Arndt und Ofuataey-Alazard), treiben diese Repräsentation voran. Die südafrikanische Musikerin Miriam Makeba beispielsweise erzählt in ihrem Lied ›Lumumba‹ (1970), wie ein Junge »nach dem großen Mann, der für die Freiheit Kongos kämpfte«, benannt wurde. In diesem und anderen Songs wird Lumumba als eine inspirierende, oppositionelle, aber vielfach auch traumhaft heroische Figur des kraftvollen Widerstandes gegen unterdrückende Verhältnisse mobilisiert. Diese Tradition des Empowerments (Selbstbemächtigung), in der Lumumba für einen idealtypischen Mut und also revolutionäres Ethos steht, setzt sich bis heute durch, wie beispielsweise Monsieur R. in ›De Buenos Aires à Kinshasa‹ (2007), Nas in ›My Country‹ (2001) oder Prince Zeka in ›Lumumba‹ (2007) zeigen.

Die Erklärung der auseinanderklaffenden Repräsentationen Lumumbas in den Massenmedien und der Popkultur – Revolutionär versus Rumgetränk – möchte ich mit dem Begriff des ›Kongoismus‹ zusammenfassen. Kongoismus ist ein Diskurs, der von abwertenden oder überhöhten Aussagen gegenüber dem Kongo und seinen Einwohnerinnen und Einwohnern gekennzeichnet ist. Selbstverständlich gibt es gute Gründe, kritisch auf den Kongo zu schauen, besonders vor dem Hintergrund der ca. sechs Millionen kongolesischen Opfer in dem seit Ende der Neunziger andauernden gewaltsamen Kampf um die Rohstoffe des Landes. Diese Kritik ist durchaus angebracht, aber ihre Rhetorik ist das meistens nicht. Weil die Redeweise über den jetzigen Kongo stark von Joseph Conrads *Herz der Finsternis* geprägt wird, ein fiktionaler Text aus dem Kolonialzeitalter, wird der Kongo seit mehr als hundert Jahren in einer Art und Weise erfasst, die aus dem Kongo die monströse, überdrehte, hoffnungslose Schattenseite Afrikas macht. Heutige

populäre Bücher wie *Facing the Congo: A Modern-Day Journey into the Heart of Darkness* (siehe Tayler) und *Dancing in the Glory of Monsters: The Collapse of the Congo and the Great War of Africa* (siehe Stearns) zeigen exemplarisch, wie stark der Kongo immer noch im Conradschen Traum-Alptraum-Konzept erfasst wird, mit einer starken Neigung zum Negativen, Lächerlichen, Übertriebenen und Erfundenen. Die extremen Unterschiede in den Repräsentationen Lumumbas in den Massenmedien und der Popkultur sollten dementsprechend als ein Ergebnis dieser langen Tradition und Normalität des Kongoismus verstanden werden.

AFRIKA IN KINDER- UND SCHULBÜCHERN

SCHWARZE MENSCHEN IN KINDERBÜCHERN

DR. ESKE WOLLRAD

Fast immer sind die kleinen Heldinnen und Helden in deutschsprachigen Kinderbüchern ›selbstverständlich‹ weiß und deutsch. Kaum ein Buch handelt davon, dass Umut vergessen hat sich die Zähne zu putzen, oder davon, wie Juan Fahrrad fahren lernt, oder, dass Jamals Meerschweinchen gestorben ist. Wenn Kinder wie Umut, Juan oder Jamal vorkommen, dann im Zusammenhang mit vermeintlich ›Typischem‹ wie der Rassismusproblematik oder als Verkörperungen kultureller Unterschiede.

SCHWARZE MENSCHEN IN KLASSISCHEN KINDERBÜCHERN

Das Buch *Der Struwwelpeter*, verfasst im Jahr 1844 von Heinrich Hoffmann, enthält die Geschichte mit dem Titel »Die schwarzen Buben«. Sie erzählt, wie die weißen Jungen Ludwig, Kaspar und Wilhelm den »kohlpehrabenschwarzen Mohren« hänseln, der nur mit Shorts bekleidet ist und im Text auch »Mohrchen« genannt wird. Ein weißer Mann namens Nikolas mahnt die Kinder: »Was kann denn dieser Mohr dafür, dass er so weiß nicht ist wie ihr?« Als die Jungen sich dennoch weiter über den Schwarzen lustig machen, tunkt Niklas sie zur Strafe in ein Tintenfass. Im Text heißt es, nun seien sie schwärzer als »das Mohrenkind«.

Die Geschichte ist von den hierarchisch strukturierten Gegensätzen *Zivilisation* versus *Wildheit*, *Subjekt* versus *Objekt* und – damit verbunden – *Aktivität* versus *Passivität* geprägt. Die weißen Jungen sind bekleidet und repräsentieren Zivilisation, der Schwarze – mit breiten Lippen und barfuß – das Wilde. Die weißen erhalten über ihre Namen Subjektstatus. Der Schwarze bleibt namenlos und er handelt auch nicht: Er setzt sich nicht zur Wehr, er spricht nicht und er bleibt außerhalb der Gemeinschaft »vor dem Tor«. Dementsprechend bleibt Schwarzsein negativ, als Makel konnotiert. Diesen Makel teilen die weißen Buben für eine gewisse Zeit, da sie in das Tintenfass getaucht werden.

Astrid Lindgrens Buch *Pippi in Taka-Tuka-Land* vermittelt die Botschaft: Will man Schwarze Menschen sehen, so muss man eine Reise unternehmen. Dies tun Pippi, Thomas und Annika. Sie verlassen ihre rein weiße Heimat und besuchen Pippis Vater Efraim. Dieser ist »Negerkönig«, ein »dicker weißer

Häuptling« und Alleinherrscher über Taka-Tuka-Land. Das Land wird als Insel mit Bambushütten und Palmen dargestellt und liegt »da unten«. Auf die 126 Bewohnerinnen und Bewohner muss man aufpassen wie auf Kinder: »Das ist ungefähr die richtige Zahl von Untertanen«, sagt König Efraim. »Auf mehr kann man nicht aufpassen.« Die Schwarzen Taka-Tuka-Kinder bilden sich ein, dass weiße Haut viel feiner sei als Schwarze, und werfen sich vor Pippi auf die Knie. Diese ist unvoreingenommen und steht für das demokratische Schweden. Lindgrens Botschaft lautet: Die einzigen, die Weiße für besser halten und Schwarze für minderwertig, sind die Schwarzen selbst.

Der »Witz« von *Pippi Langstrumpf* lebt von ihrem absonderlichen, zuweilen verwerflichen Verhalten, welches nicht nur auf ihre ungewöhnlichen Eltern und ihre ausgedehnte Reise-tätigkeit zurückgeführt wird, sondern ebenso auf den Einfluss von Afrikanern: »Sie lügen den ganzen Tag. Sie fangen früh um sieben an und hören nicht eher auf, als bis die Sonne untergegangen ist.« Zwar hat der Oetinger Verlag ab 2010 alle »N-Wörter« aus den Bänden verbannt, allerdings sind das Motiv der Unterwürfigkeit der Schwarzen Kinder und das Stereotyp der »lügenden Afrikaner« geblieben.

Ein weiteres rassistisches Stereotyp ist das des Traums vom Weiß-Werden. Es begegnet uns im Kinderbuchklassiker *Doktor Dolittle und seine Tiere* von Hugh Lofting (1920, dt. 1926). In diesem träumt ein dümmlich dargestellter afrikanischer Prinz namens Bumpo davon, weiß zu werden. Doktor Dolittle hilft dem Prinzen dabei, indem er ihm eine »Medizin« mischt, die Bumpos Gesicht schneeweiß werden lässt.

SCHWARZE MENSCHEN IN MODERNEN KINDERBÜCHERN

Auch in neueren Kinderbüchern sind Rassismen zu finden. 2001 erschien das Bilderbuch *Mago und der große graue Elefant*, verfasst von Rudolf Majonica. Auf dem Umschlagtext ist zu lesen: »Mago ist ein Junge, der nur einen Fehler hat: eine dunkle Hautfarbe.« Im Buch geht es darum, dass Mago von weißen Kindern wegen seiner Hautfarbe gehänselt und rassistisch diskriminiert wird, und nichts wird dagegen unternommen. Seine weiße Mutter sagt kein Wort. Sie schützt ihr

REPRÄSENTATION AFRIKAS IN DEUTSCHEN SCHULBÜCHERN AM BEISPIEL DES SCHULFACHS GESCHICHTE (SEK I UND II) – EINE STICHPROBE

ELISABETH DULKO UND ANKE NAMGALIES

Kind nicht. Die Botschaft lautet: Da kann man nichts machen. Zum Ende hin bekommt Mago einen großen Plüschelafanten, der ihn für die *weißen* Kinder attraktiv macht. Sie laden ihn schließlich zum Spielen ein.

In dem Kinderbuch *Moni und der Monsterraffe* reist die Protagonistin nach »Sumatra-Sk-onko-Buntkomoto« und trifft dort auf Menschenfresser, die braune Haut haben, Baströckchen und Knochen im Haar tragen. Die Kannibalen zwingen Moni, in einen Suppentopf zu steigen und führen einen »Fressi-Fressi-Tanz« auf. Das Buch erschien 2008.

In dem Bilderbuch *Der kleine schwarze König* (2007) reist der Schwarze König nach Bethlehem, um Jesus zu besuchen. Bei einer Rast wird der Junge wegen seiner Hautfarbe gehänselt, woraufhin er sich lange das Gesicht wäscht. Es bleibt jedoch weiterhin »dunkel wie die Nacht«. Im Stall angelangt, versteckt er sich, denn »er [will] das göttliche Baby nicht erschrecken«. Maria winkt ihn jedoch nach vorn. Der Schwarze König berührt daraufhin mit den Händen das Gesicht des Babys. Die Geschichte endet damit, dass die *weißen* Könige über die Handinnenflächen des Schwarzen Jungen staunen, denn durch die Berührung sind diese *weiß* geworden. In dieser Geschichte ist *Weißsein* nicht nur besser, sondern zudem mit dem Heiligen verbunden. Das Schwarze ist negativ konnotiert und erschreckend. Es muss folglich im Angesicht des Göttlichen verborgen werden.

POSITIVE DARSTELLUNGEN VON SCHWARZEN MENSCHEN IN KINDERBÜCHERN

Kinderbücher, in denen Schwarze Personen vorkommen, die nicht stumm, hilfsbedürftig oder marginal erscheinen, sind auf dem deutschen Markt selten. Zu den Ausnahmen zählt das Bilderbuch *Ein Hoch auf Oskar* (Bob Graham 2006). Es erzählt von einem wunderschönen Tag, den das Baby Oskar mit seiner Schwarzen Mutter und seinem *weißen* Vater verbringt.

Spannend erzählt Sabine Ludwig in drei Bänden *Leo und Lucy* (2007/2008) von der afrodeutschen Lucy, die mit ihrem Freund Leo kriminalistischen Spürsinn an den Tag legt. Und Kirsten Boie lässt in ihrem Kinderbuch *Krippenspiel mit Hund*

(1997) eine multikulturelle Kindergruppe ein Krippenspiel planen. Dabei wird diskutiert, ob Josef Afrikaner gewesen ist. Ein türkisch-deutscher Junge soll den Hirten spielen und überlegt, ob es für ihn als Moslem geht, und Aytül soll die Rolle der Maria spielen, aber sie weigert sich: »Ich spiel aber nicht die Maria, wenn die gebenedeit ist und ich nicht weiß, was das heißt... Nachher ist das was Peinliches!«

Rassismus in Kinderbüchern wird es noch lange geben, aber wir können unseren Umgang mit ihnen verändern.

Wir können Rassismus ansprechen – mit den Kindern
Wir können gegen ihn protestieren (Verlage anschreiben)
Wir können andere informieren (www.derbraunemob.de)
Wir können selber Bücher schreiben.

Kinder haben ein Recht auf Bücher, die ihnen helfen, die Welt, die sie umgibt, zu verstehen. Kinderbücher sollen sie darin unterstützen, Vielfalt wahrzunehmen, sie Wert zu schätzen und Ungerechtigkeiten entgegen zu treten. Kinderbücher sollen zum Leben ermutigen.

Rassistische Kinderbücher schaden allen Kindern, weil sie ihnen Lügen von angeblicher Höher- und Minderwertigkeit erzählen. Sie gaukeln Kindern etwas vor, das ihnen nicht hilft, sich mit Unterschieden wohl zu fühlen. Rassistische Kinderbücher stellen die Welt als rein *weiß* dar, eine Welt, die nicht existiert. Der Mythos einer rein *weißen* Normalität, der die Mehrzahl deutscher Kinderbücher prägt, beschädigt die Integrität aller Kinder – auch die der *weißen*.

Inzwischen aber wächst die Zahl kritischer Stimmen und selbstbewusster Interventionen gegen diesen Mythos *weißer* Überlegenheit. Kinderbücher werden zunehmend kritisch unter die Lupe genommen – auch von Kindern selbst. Als die Leiterin des Frankfurter Struwwelpeter-Museums die Geschichte über die *weißen* Buben, die einen Schwarzen hänseln und dafür bestraft werden, vorbildlich nannte, bekam sie von Schwarzen Kindern zu hören: »Warum wehrt der sich nicht selber?«

Genau. Es gibt Hoffnung.

Mit welchem Unterrichtsmaterial Schülerinnen und Schüler in Deutschland über Afrika lernen, galt es in diesem Vortrag zu beleuchten. Dabei lag der Schwerpunkt auf der Untersuchung der Darstellung des afrikanischen Kontinents, seiner Menschen und dem Umgang mit seiner Geschichte in deutschen Schulbüchern. In Vorarbeiten wurde in einer Stichprobenanalyse ein kleiner Korpus aus aktuellen Geschichtsbüchern für die Sekundarstufe I und II¹ betrachtet und die darüber transportierten AfrikaBilder und diskursiven Strukturen herausgearbeitet.

Dieses Exzerpt stellt eine Zusammenfassung unserer Vorgehensweise sowie der Analyseergebnisse dar. Zum Schluss sollen ergänzend didaktische Empfehlungen für weitere selbstständige Arbeit und pädagogische Praxis einfließen.

METHODIK UND FRAGESTELLUNG

Die Stichprobenanalyse »Afrika in deutschen Medien und Schulbüchern« (2001)² von Anke Poenicke³ diente als Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung. Poenicke analysierte Lehrbücher für die Fächer Erdkunde, Geschichte, Politik, Englisch, Französisch, Religion, Biologie und Musik. Insbesondere ihre Arbeit zu schulischen Geschichtsbüchern liefert eine umfangreiche Analyse über die Darstellung Afrikas mit überwiegend negativen Ergebnissen⁴: Vor allem in diesen Büchern wurde eine stark negativistische Darstellung Afrikas verzeichnet. Wenn afrikanische Geschichte erzählt wurde, dann lediglich ausgehend vom Imperialismus und fast durchgängig aus eurozentristischer Sicht. Damit verbunden wurden koloniale Denkmuster transportiert. Diese Muster blieben in den Büchern oft unhinterfragt, zumal vor allem Aufgabenstellungen Lernenden selten Raum der kritischen Reflexion boten. Vor diesem Hintergrund vollzog sich unsere Schulbuchauswahl im Zusammenhang mit zwei Interessensaspekten: zum einen erneut Lehrwerke des Schulfachs Geschichte zu analysieren und zum anderen möglichst aktuelle Auflagen nach 2001 zu betrachten. Ziel war es, zu untersuchen, was sich bei der Darstellung Afrikas bis heute verändert hat.

Folgende Leitfragen formulierten wir für unsere Stichprobenanalyse:

■ In welcher Weise werden Afrika, seine Menschen und seine Geschichte dargestellt? Welche AfrikaBilder werden transportiert?

■ Welche Rolle können sprachliche Formulierungen dabei spielen?

■ Inwiefern hat sich die Darstellung Afrikas in den neuesten Schulbuchauflagen verändert?

■ Welche pädagogischen Konsequenzen haben die vorliegenden Darstellungsweisen?

■ Wie können wir erreichen, dass Schülerinnen und Schüler mit Arbeitsmaterial und Darstellungsformen kritisch umgehen?

Aus Anke Poenicke's Stichprobenanalyse leiteten sich die Analysekriterien für unsere Stichprobe ab, die wir durch unsere eigenen Kriterien ergänzt haben. Betrachtet werden sollten:

■ Umfang / Komplexität / kontextuelle Einbettung des Themenfeldes Afrika,

■ Umgang mit der afrikanischen Geschichte (Eurozentrismus),

■ Auswahl von Quellen / Materialien (Wer spricht?),

■ Machtstrukturen, Aufklärung über das Verbrechen gegen die Menschheit / Verhalten der Kolonialmächte (Trennung von Zeitgeist / tradiertem Sichtweise und kritischem Erklärtext für Schülerinnen und Schüler),

■ Terminologie / Sprache,

■ Bezug zur Aktualität / Erläuterung der Folgen der Kolonialisierung und Gelegenheit der kritischen Reflexion in Aufgabenstellungen.

ANALYSEERGEBNISSE

Die negativen Ergebnisse aus Anke Poenicke's Broschüre haben sich größtenteils auch für unsere Stichprobenanalyse bestätigt, wobei in aktuelleren Geschichtsbüchern eine Tendenz zur positiveren Darstellung Afrikas und seiner Menschen zu beobachten ist.

Ungereimtheiten im Zusammenhang mit der geschichtlichen Darstellung Afrikas sind nichtsdestotrotz in jedem Lehrwerk des hier analysierten Schulbuchkorpus zu verzeichnen. Es lässt sich in dieser Hinsicht keine durchgehend negative, aber auch keine durchgehend positive Schulbuchkonzeption festhalten. So sind in den Lehrwerken *Trio 7/8* (2009) und *Entdecken und Verstehen 2* (2009) sowohl ein differenzierter Umgang mit dem

Themengebiet Afrika als auch reflektierte und postkoloniale Lehrensätze zu beobachten. Diese betrachten stereotypisierte Darstellungen Afrikas kritisch und denken koloniale Zusammenhänge neu. Perspektiven afrikanischer Stimmen, beispielsweise Erzählungen über das heutige Afrika, fließen in jene Lehrwerke mit ein. Dennoch sind in allen analysierten Schulbüchern negativ konnotierte, zum Teil rassistische Termini sowie Kolonialdiskurse erhalten geblieben. So werden auch in *Entdecken und Verstehen 2* (2009) Begriffe wie *Stamm* und *Eingeborene* verwendet. Jene rassistischen Muster sind in den aktuelleren Geschichtsbüchern weniger – denn hier werden in der Regel koloniale Denkmuster mit Hilfe von gut ausgewähltem Lehrmaterial und adäquaten Aufgabenstellungen kritisch reflektiert –, in den älteren hingegen noch immer stark präsent. Hier beschriebene Ungereimtheiten deuten darauf hin, dass sich rassistische Termini und über die Jahrhunderte gesellschaftlich verinnerlichte stereotypisierte Afrika-Repräsentationen unterschwellig durch die Schulbuchausgaben ziehen. Sie werden von uns und damit eingeschlossen auch von Schulbuchautorinnen und -autoren nicht als solche entlarvt und schaffen es auf diese Weise, weiterhin als koloniale Wahrheiten zu gelten.

Das Erzählen afrikanischer Geschichte in älteren Ausgaben des Bücherkorpus erfolgt in der Bilanz weiterhin aus eurozentristischer Perspektive. Dabei wird die Geschichte Afrikas vor der Kolonialisierung nicht behandelt, sondern erst im Zuge des imperialistischen Zeitalters, ausgehend von der Ankunft der Europäer. Das Geschichtsbuch *Entdecken und Verstehen 2* (2009) versucht, der Problematik der Geschichtsaberkennung Afrikas vorzubeugen, und liefert einen knappen Einleitungsabschnitt zur afrikanischen Geschichte vor dem Kolonialzeitalter, in dem auf die kulturelle Vielfalt von Bevölkerungsgruppen jenes Kontinents eingegangen wird. Dies stellt allerdings nur eine notdürftige Lösung dar, denn der Komplexität afrikanischer Geschichtsschreibung, vor allem vor dem imperialistischen Zeitalter, müsste mehr Platz eingeräumt werden. Nichtsdestotrotz können wir in der Bilanz sagen, dass die Neuauflage von *Entdecken und Verstehen 2* (2009) durch ihre postkolonialen Ansätze eine klare positive Richtung einschlägt und sich deshalb stark von den restlichen Geschichtsbüchern des analysierten Korpus abhebt.

Im Folgenden seien holzschnittartig nur die wichtigsten Bei-

spiele genannt, die den Unterricht mit *Entdecken und Verstehen 2* befürworten:

- I. Kapitel »Von der Kolonialisierung zur Globalisierung«: Kolonialgeschichte und die heutige wirtschaftliche Lage Afrikas unter dem Einfluss der Globalisierung werden überwiegend aus afrikanischer Perspektive erzählt und aufgearbeitet (afrikanische Stimmen kommen zu Wort, Bezug zur Aktualität).

- Separates Kapitel zum Imperialismus, Aufarbeitung aus europäischer Perspektive (hier wird der damalige Ausspruch der Europäer, Afrika sei ein herrenloses Land, aufgegriffen und kritisiert, indem er als Vorwand der Legitimierung für die Ausbeutung Afrikas durch die Europäer entlarvt wird).

- Insgesamt umfassende Aufarbeitung der Kolonialgeschichte (Geschehnisse werden in den Kontext eingebettet, Folgen der Kolonialisierung für Afrika und seine Menschen werden klar erläutert).

- Kolonialdiskurs und Rassismen werden reflektiert (eindeutige Trennung: damaliger kolonialer Zeitgeist in Materialsammlung und kritischer Metatext für Schülerinnen und Schüler).

- Rassismus im Zusammenhang mit Kolonialisierung, aber auch in heutiger Zeit, wird explizit benannt und im Rahmen der Werkstatt Geschichte erläutert (dazu adäquate Aufgabenstellungen mit aktuellen Bezügen).

HINWEISE FÜR WEITERE SELBSTSTÄNDIGE ARBEIT UND PÄDAGOGISCHE PRAXIS

Einige Aufgabenstellungen der untersuchten Geschichtsbücher sind zum Teil angelehnt an individuelle Medienrecherchen seitens der Schülerinnen und Schüler. Dabei wird in den wenigsten der Bücher erläutert, wie stark Medien und Diskurs verwoben sind. Dass auch Mediensprecherinnen und -sprecher nicht in der Lage sind, objektive Darstellungen von Afrika und seinen Menschen vorzunehmen, wird lediglich im Lehrwerk *Expedition Geschichte 3. Von der Zeit des Imperialismus bis zur Gegenwart* (1999) explizit erläutert. In den meisten Geschichtsbüchern aus dem analysierten Korpus bleibt darüber hinaus unausgesprochen, dass sich Medien im Zusammenhang mit dem Thema Afrika stark negativistischer Darstellungen bedienen (vgl. Poenicke 2001). Bei medienangelehnten unkom-

mentierten Aufgabenstellungen besteht so die Gefahr, dass mögliche Kolonialdiskurse auch in diesem Kontext unreflektiert oder unbemerkt und bei Lernenden als Wahrheiten verinnerlicht werden.

Was müssen wir für die kritische Betrachtung von Lehrmaterial und Medien allgemein voraussetzen? Für Umgang mit dem Thema Afrika, insbesondere im Unterricht, gilt es generell ein Bewusstsein von tief verankerten unterschweligen Kolonialbildern und Rassismen sowie generell von gesellschaftlichen Diskursmechanismen sowohl in Medien als auch in Schulbüchern zu schaffen. Außerdem muss erkannt werden, dass die Idee einer objektiven Darstellung in jenem Kontext nur eine Illusion ist. Jenes Bewusstsein bildet die Grundlage für den kritischen Umgang mit negativen Darstellungsmustern und für ein Neudenken von Kolonialdiskursen in dekonstruktivistischem Sinn.

WELCHE ROLLE SPIELEN LEHRENDE IN DIESEM ERKENNTNISPROZESS?

Für verantwortliche Lehrende gilt es, jenen Prozess des Neudenkens zu initiieren. Auch wenn durch veraltete Schulbuchkonzeptionen koloniale Diskurse unzureichend hinterfragt werden, so liegt die Verantwortung bei den Lehrenden, in pädagogischen Einheiten (gerne auch in Workshops im Sinne von »Reflexionswerkstätten«) Zusammenhänge und Problematiken für Schülerinnen und Schüler deutlich zu machen.

1 Untersucher Schulbuchkorpus:

Askani, Bernhard / Wagener, Elmar (Hg.), *Anno, Bd. 3. Von der französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg*, 1996, letzte Aufl. 2007). Brückmann, Asmut, *Historisch-Politische Weltkunde. Die europäische Expansion. Kolonialismus und Imperialismus 1492–1918*, Sek 2 Kollegstufe, Stuttgart (1993, letzte Aufl. Leipzig 2008).

Brückner, Dieter / Lachner, Hannelore (Hg.), *Geschichte erleben, Bd. 4: Von der Industrialisierung bis zum Zweiten Weltkrieg*, Bamberg (2003, letzte Aufl. 2007).

Expedition Geschichte 3: Von der Zeit des Imperialismus bis zur Gegenwart (1999).

Eichhorn, Frank / Jäckel, Kai (Hg.), *Trio, Bd. 7/8. Schülerband Geschichte, Erdkunde, Politik* (2009).

Berger-von der Heide, Thomas / Oomen, Hans-Gert (Hg.), *Entdecken und Verstehen 2: Von der Reformation bis zur Weimarer Republik* (2009).

2 Es handelt sich um eine Broschüre, herausgegeben von der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. in der Reihe *Zukunftsforum Politik*, die Anke Poenicke in ihrer Arbeit »Afrika realistisch darstellen. Diskussionen und Alternativen zur gängigen Praxis – Schwerpunkt Schulbücher –« (2003) erweitert.

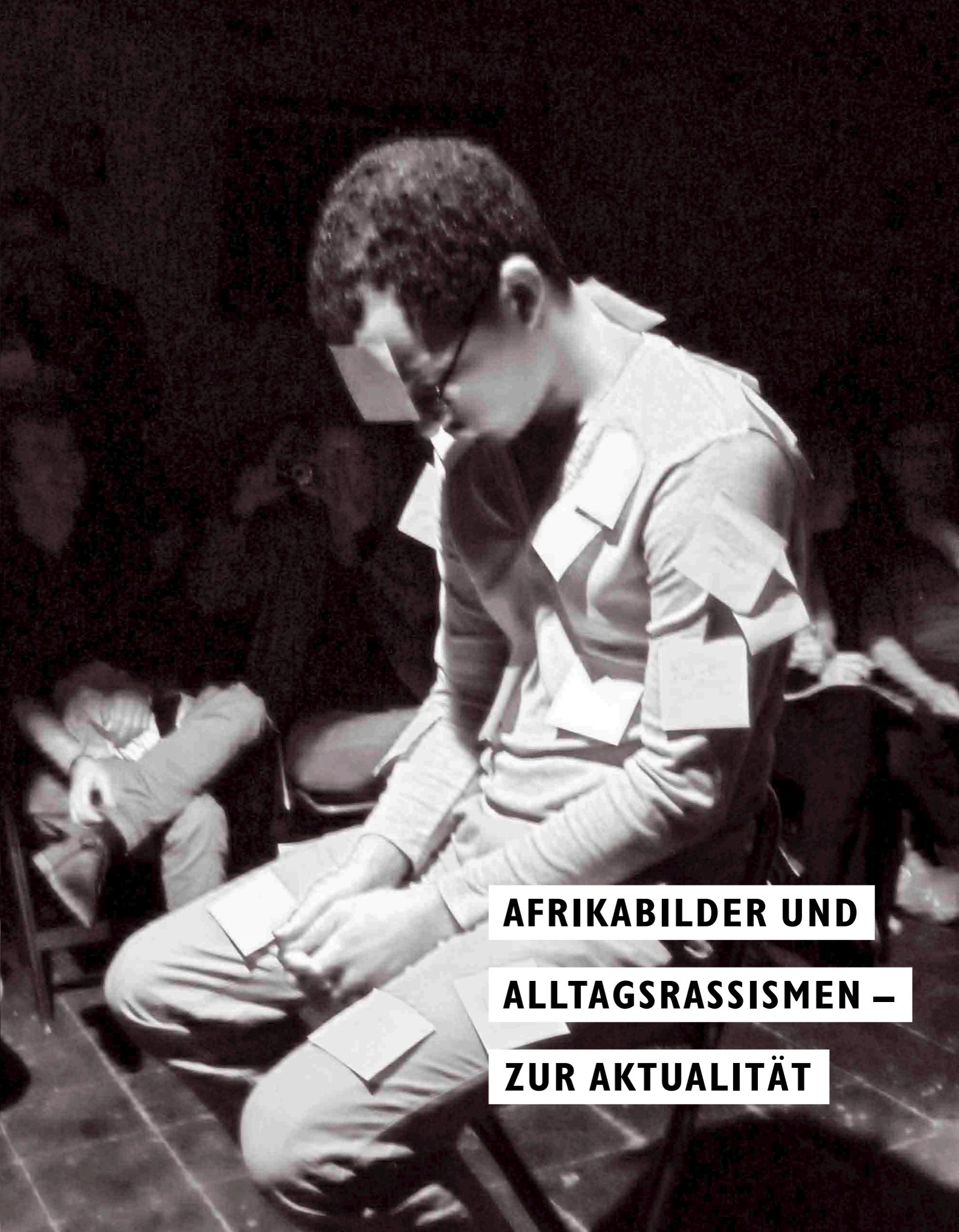
3 Anke Poenicke ist Erziehungswissenschaftlerin. 1994 promovierte sie über die Darstellung Afrikas in europäischen Schulbüchern.

4 An dieser Stelle ist anzumerken, dass Poenicke analysierter Schulbuchkorpus aus 2001 viele Erstauflagen enthielt, mit denen noch einige Jahre im Geschichtsunterricht gearbeitet wurde.

RASSISMUS- UND WEISSEINSREFLEXIONEN

ZWISCHEN WISSENSCHAFT

UND PRAXIS



AFRIKABILDER UND

ALLTAGSRASSISMEN –

ZUR AKTUALITÄT

RASSISMUS- UND WEISSEINSREFLEXIONEN – EINE EINLEITUNG

JANNE GROTE, DR. MARGRIT E. KAUFMANN, MAIKE KOSCHORRECK

Die Planung zum fünften und letzten Tag der Tagungsreihe stand für uns drei Organisierte im Zeichen zahlreicher Fragen, die uns auch in unserer sonstigen Arbeit begleiten: Was ist unter ›Rassismus‹ zu verstehen und wieso fällt es vielen (*weißen*) Menschen schwer, zu erkennen, dass sie rassistische Gedanken hegen und /oder rassistisch handeln? Wenn wir Schwarzsein thematisieren, welche Rolle spielt es dann, *weiß* zu sein oder aus einer *weißen* Position zu sprechen – wie etwa wir als Organisierte? Ist Rassismus ein auf *weiße* Menschen begrenzbares Problem? Auf welche historischen Diskurse beziehen sich aktuelle AfrikaBilder und AlltagsRassismen? Was haben medial verbreitete AfrikaBilder mit unserem Selbstverständnis als *Weiße* oder *Schwarze* zu tun? Welche Bedeutung spielt die weithin fehlende Repräsentation von Schwarzen Menschen und Menschen mit Migrationshintergrund in den Medien und weiteren Berufsfeldern? Wie wirkt sich dieser Umstand auf die Integrationsdebatte aus? Weshalb kann Schwarzsein nicht unsichtbar gemacht werden und wieso erscheint uns das *Weißsein* als selbstverständlich? Wie steht es um eine historische, koloniale Schuld der Menschen aus »dem Norden« gegenüber den Menschen aus »dem Süden«? Wie lassen sich latenter und offener, individueller und struktureller Rassismus abbauen?

Dies waren für uns leitende Fragen, auf die wir mit Hilfe der öffentlichen Veranstaltung Antworten finden wollten. Die Antworten sollten wiederum zu differenzierteren Einsichten führen, AlltagsRassismen besser wahrzunehmen, um ihnen so entgegenwirken zu können. Uns war bewusst, dass sich die Fragen nicht durch einen Vortrag, eine Podiumsdiskussion oder eine Filmvorführung alleine oder einen Workshop in kleinem Kreise beantworten lassen würden. Aufgrund der Sensibilität und auch Tabuisierung der Thematik erschien uns eine Kombination mehrerer Präsentations- und Interaktionsformate über einen ganzen Tag verteilt sinnvoll. Dabei verfolgten wir ein Konzept zwischen Theorieansätzen, Praxisbezug und der Möglichkeit für die Teilnehmenden im Verlauf praktische Erfahrungen zu machen und diese zu reflektieren.

Wir begannen den Tag mit zwei Impulsvorträgen: *Margrit E. Kaufmann*, Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin an der Universität Bremen, sprach über Geschichte(n) und Aktualität

von AfrikaBildern und AlltagsRassismus. *Susan Arndt*, Professorin für Englische Literaturwissenschaft und Anglophone Literaturen an der Universität Bayreuth, gab anschließend einen Überblick zur Geschichte von Rassismus und zur Verwobenheit heutiger rassistischer Bilder mit historischen Schilderungen und Bebilderungen des vermeintlich Anderen (s. Kurzfassungen der Vorträge in dieser Dokumentation).

Im Anschluss fand eine Podiumsdiskussion statt zum Thema »AlltagsRassismen, Ausgrenzungserfahrungen und *Weißseinsreflexionen* – aktuelle Positionen und Ansätze in Praxis und Wissenschaft«. Wir konnten hierfür *Allegra Tekleab*, Leiterin der Koordinierungsstelle Integration der Stadt Elmshorn, *Rahime Diallo*, Verantwortlicher des EU-geförderten Projekts »European Wide African Diaspora Platform for Development«, *Lawrence Oduro-Sapong*, Trainer und Experte für Fragen zur interkulturellen und Diversity-Kompetenz, zu Konfliktmanagement und *Weißseinsreflexion*, sowie *Susan Arndt* (s. o.) für die Diskussion gewinnen. Die Moderation übernahm *Libuse Cerna*, stellvertretende Redaktionsleiterin von Funkhaus Europa und Radio Bremen sowie erste Vorsitzende des Bremer Rats für Integration.

Nach der Podiumsdiskussion fanden drei mehrstündige Workshops statt, die von professionellen Trainerinnen und Trainern angeleitet wurden. So leitete *Lawrence Oduro-Sapong* den Workshop »AfrikaBilder und *Weißseinsreflexion*«. Der Workshop bot »die Möglichkeit, sich von der durch ›Privilegien bedingten Verweichlichung‹ nach Noah Sow zu befreien« und »sich fortlaufend mit Begriffen auseinanderzusetzen, die eine sehr wichtige Rolle im Unterdrückungssystem der *weißen* Welt bilden, und die es zu enthüllen gilt«. Im zweiten Workshop »Brücken bauen« – angeleitet von *Dr. Sénouvo Agbota Zinsou* – wurde improvisierend und schreibend ein kleines Theaterstück eingespielt. Zinsou ist Autor und Dozent an der Universität Bayreuth sowie Gründer und Leiter des Internationalen Atelier-Theaters Bayreuth. Er erhielt zweimal den Grand Prix du Théâtre Africain. Der dritte Workshop befasste sich mit »Diskriminierung in Schulen« und wurde von *Sally Mary Riedel* und *Laya Zoroofchi*, zwei Antidiskriminierungstrainerinnen des YES-Projekts von verikom – Verbund für interkulturelle Kommunikation und Bildung e. V. – in Hamburg angeleitet. Ziel des

Trainings war es, durch Fallbeispielbearbeitung Diskriminierung(-strukturen) im Alltag zu erkennen und zu benennen (s. auch ausführlichen Bericht des YES-Projekts zu ihrem Workshop).

Ein Video der am Donnerstag im Rahmen der Tagungsreihe aufgeführten Performance von »Schwarzen und *weißen*, deutschen, nicht-deutschen und auch-deutschen Studierenden« zum Thema »Schwarz/*weiß*. Eigenartig/fremd.« (s. auch ausführlichen Bericht der Performancegruppe) sowie ein Film von Peter Heller und Diane Bonnelame (1983), in dem die Ethnologin Bonnelame Aspekte *weißen* Lebens in Deutschland erforscht, markierten die offiziellen Schlusspunkte des Tages.

Der Tag wäre in seinem umfassenden Programm nicht ohne die großzügige finanzielle und organisatorische Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung, der Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), dem Fachbereich 9 – Kulturwissenschaften, dem Bremer Institut für Kulturforschung sowie ARBEIT UND LEBEN Bremen möglich gewesen. Hierfür möchten wir uns bei allen herzlich bedanken.

AFRIKABILDER UND ALLTAGSRASSISMEN – GESCHICHTE(N) UND AKTUALITÄT

DR. MARGRIT E. KAUFMANN

Was haben unsere¹ AfrikaBilder mit AlltagsRassismen zu tun? Um diesen Zusammenhang nachvollziehen zu können, ist zunächst anzumerken, dass es verschiedene Definitionen von Rassismus gibt. Dieser Beitrag beschäftigt sich vorrangig mit dessen latenten, subtilen Formen. Diese Rassismen sind historisch und kulturell spezifisch und durchziehen meist unhinterfragt unseren Alltag. Sie bestimmen unsere Bilder vom vermeintlich Fremden, Anderen, maßgeblich mit. AfrikaBilder dienen vor allem als Gegenbilder zum Eigenen – in diesem Fall eines *weißen*, industrialisierten Europas bzw. Nordens. Die Gegenbilder definieren ein Selbst, das sich über die Differenzbeziehungen zum Anderen vor dem Hintergrund historisch konstituierter Ungleichheitsverhältnisse bestimmt.

Im Folgenden wird es darum gehen, AfrikaBilder als Teil unserer alltäglichen Mechanismen des Fremd- und Andersmachens zu betrachten und sie vor allem dort zu hinterfragen, wo sie weiterhin zur Exklusion und Diskriminierung oder aber zum Kaschieren von Ungleichheit und Ungerechtigkeit beitragen.

ALLTÄGLICHE PRÄSENZ KOLONIALER AFRIKABILDER – AM BEISPIEL »PLANTAGE 13«

Der Bremer Veranstaltungsort, an dem dieser Vortrag gehalten wurde, heißt »Plantage 13«. Er liegt an der Plantagenstraße. »Plantage« verweist auf die monokulturelle Produktion von Nahrungsmitteln für den Weltmarkt und die im Alltag verbreiteten, nachwirkenden, aber meist nicht als solche wahrgenommenen Spuren unserer Kolonialgeschichte. Mit ihrem Buchtitel »Plantation Memories«² betont Grada Kilomba, dass Rassismen nicht nur in der Kolonialzeit maßgeblich waren, sondern unseren Alltag auch in der postkolonialen Zeit durchziehen. Die Metapher »Plantage« erinnert an die unüberbrückbare kollektive Geschichte rassistischer Unterdrückung, Beleidigung, Schmerzzufügung und Entmenschlichung, auf welche AlltagsRassismen bewusst und unbewusst rekurren. Kilomba verwendet für diese leibhaftigen Gewaltformen den Begriff der Traumatisierung. Diese setzt sich in der Plantagenmetapher fort und ist jederzeit wieder abrufbar.

Alltagsrassistische Gewalterfahrungen beziehen sich also nicht nur auf direkt ausgeführte Handlungen gegen einzelne, zu exotischen Anderen der »Weißheit« (van den Broek 1993)³

gemachte Personen, sondern ebenso auf strukturelle Formen der Gewalt und das kollektive Gedächtnis, in welches sich die kolonialen Traumata eingeschrieben haben und latent wirksam bleiben (vgl. Kilomba a. a. O.: S. 133). Die Metapher »Plantage«, ein AfrikaBild par excellence, ist ein Symbol für Schwarz-weiße Beziehungen der Vergangenheit, die geprägt sind durch Sklaverei und Kolonialismus. »Plantage« symbolisiert die Kontinuität des ungleichen Tauschs auf dem Weltmarkt als nördliches Dominanzverhalten, das sich latent im Kaffeegenuss fort-schreibt. AfrikaBilder implizieren ökonomische Ungleichheit und die Wohlstandssicherung der Festung Europa gegenüber dem Süden.

Die Wirkmächtigkeit des Kolonialismus in unseren globalisierten Verhältnissen lässt sich an solchen äußeren Symbolen, die eventuell bewusst als Erinnerungskultur eingesetzt sind, fest-machen – wie etwa bei kolonialen Straßennamen. Doch ist unser Alltag ganz selbstverständlich durchdrungen von post-kolonialen, imperialistischen Macht- und Wirtschaftsbeziehungen, – sei es in unseren Genussmitteln, Dienstleistungen oder unserer Kleidung – über deren Produktions- und Handelsbedingungen wir kaum etwas wissen (wollen). Die wechselseitige Abhängigkeit, die unserem Lebensstandard zugrunde liegt, und der ungleiche Tausch, bei dem andere für uns unter ausbeute-rischen Bedingungen arbeiten, werden in den meisten Darstel-lungen zum afrikanischen Kontinent verleugnet. Das Bild der »Plantage« verweist implizit auch auf diese Wechselseitigkeit.

RASSISTISCHE GESCHICHTE(N) UND AKTUELLE ABWEHRHALTUNGEN

Dennoch besteht die weit verbreitete Annahme in Deutsch-land, die eigene Kolonialgeschichte sei für das heutige Leben unwesentlich. Diese Haltung möchte ich mit weiteren Bezü-gen auf unsere Geschichte(n) und vorherrschende Bilder vom Anderen in Frage stellen: Der Stadt Bremen wurde in der Zeit des Nationalsozialismus der Titel »Stadt der Kolonien« verlie-hen, weil ihr Bürgertum so erfolgreich Handel mit seinen so- genannten Schutzgebieten betrieben hat. Auch die Geschichte der deutschen Ethnologie oder etwa die der deutschen Frau-en (bewegungen) ist durchzogen vom Selbstverständnis *weißer*, deutscher »Herrenmenschen«. Aufgezeigt haben dies z. B. der Ethnologe Hans Fischer (1981)⁴ anhand der Hamburger Südsee-

Expeditionen oder die Ökonomin und Soziologin Martha Ma-mozai (1982)⁵, welche die Komplizinnenschaft *weißer* deutscher Frauen bei der Stabilisierung des Kolonialsystems nachweist. Bezüglich der Nachkriegsgeschichte deutet einiges darauf hin, dass Rassismus in Deutschland besonders zum Tabuthema ge-worden ist, weil dieser primär mit der Zeit des Nationalsozia-lismus und des Holocaust in Verbindung gebracht und oftmals darauf reduziert wird:

In der Folge ist im öffentlichen Diskurs eine gewisse Vorsicht im Umgang mit Begriffen wie »Volk« und »Rasse« zu beobach-ten. Auch rassistisches Verhalten wird nun eher verdrängt, verleugnet und gegen andere Andere aktiviert. Astrid Messer-schmidt⁶ spricht von einer »rassistischen Normalität auf dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der Bundesrepublik vier Ge-nerationen nach dem Nationalsozialismus« (2010: S. 41) und fragt nach den Diskursen und Sprechweisen, in denen diese Normalität zum Ausdruck gebracht wird. Diese »postnational-sozialistische Struktur rassistischer Normalität« (ebd.) liest sich, auf ihren Ansatz bezogen, als mehrschichtiger Abwehr- und Distanzierungsmechanismus gegenüber Rassismus:

■ Die Skandalisierung rassistischer Praktiken in der Öffent-lichkeit: Denn es möchte explizit keiner als Rassist oder Ras-sistin beschuldigt werden. Die Vorwürfe scheinen schlimmer als die Rassismuserfahrungen; das eigene »Weißsein« (vgl. Arndt 2005)⁷ hingegen wird nicht thematisiert. Dies verhin-dert, über die latenten Schuldgefühle hinaus zu gehen und entsprechend Verantwortung für das eigene Handeln und für Veränderungen zu übernehmen: »Verantwortung für die Ge-schichte eigener Privilegiertheit zu übernehmen, heißt zu-nächst, diese Privilegiertheit überhaupt wahrzunehmen« (Mes-serschmidt a. a. O.: S. 44).

■ Die Verlagerung von Rassismus in den Rechtsextremismus: In unserer Öffentlichkeit werden Rassismus und Täterschaft gerne rechtsextremistischen Gruppen zugeschrieben. Sie wer-den weder in ihrer Alltäglichkeit und Verankerung in der Mitte unserer Gesellschaft betrachtet noch in uns selbst. Rassistin-nen und Rassisten sind die Anderen.

■ Die Kulturalisierung: Kultur verspricht Identität und Zuord-nung. Auf Kultur kann zur Legitimation des Schutzes des Eigenen referiert werden. Mittels kulturdifferentieller Bes-schönigungen wird »Kultur« als Ersatz für »Rasse« verwendet.

■ Die Verschiebung in die Vergangenheit: Diese dient dazu, sich von der Geschichte zu distanzieren. Rassismus wird dann mit Antisemitismus gleichgesetzt und dessen Spezifik ausge-blendet. Die derzeitigen zahlreichen Medienberichte über die NS-Zeit dienen meines Erachtens weniger der Bearbeitung als einer solchen Verschiebung in die Vergangenheit, um sich nicht mit den eigenen gegenwärtigen Beteiligungen an Unrechtsver-hältnissen zu beschäftigen.

Laut Messerschmidt geht es bei diesen vier Mustern darum, »[...] ein unbeschädigtes Bild von sich selbst zu etablieren. Rassismusdiagnosen wirken darauf bezogen unangebracht und unpassend« (a. a. O.: S. 42). Auch Begriffe wie »Ausländer-hass« und »Fremdenfeindlichkeit« dienen der Abmilderung und Verlagerung rassistischen Verhaltens. Sie beziehen sich auf Verkehrungen ins Gegenteil, legitimiert durch latente Ohn-machtsgefühle und Selbstschutzreaktionen.

WAS ALSO IST MIT »ALLTAGSRASSISMUS« GEMEINT?

Rassentheorien als Basis des wissenschaftlich begründeten Rassismus gelten heute als widerlegt, was die Wirkmächtigkeit des Rassismus nicht mindert.⁸

Rassismus basiert auf einem Prozess der ständig neu hervor-gerufenen Rassenkonstruktionen, d. h. auf Formen der Ras-sialisierung durch Differenzbildung zwecks Abgrenzung und Zuordnung von einzelnen Menschen zu Gruppen und deren Einordnung in ein hierarchisches System. Der Prozess der Differenzbildung dient der Konstituierung und Höherstellung des Eigenen, der persönlichen, lokalen und nationalen Identität, gegenüber dem Anderen. Woran wird die Andersheit fest-gemacht? In zwischenmenschlichen Begegnungen zuerst am Äußeren: Am Aussehen, an der Sprache, dem Namen. Im In-tegrationsdiskurs mischen sich die Differenzialisierungen hin-sichtlich des Aussehens mit kulturellen Zuordnungen. Mit sol-chen Prozessen des Samings (Gleichmachens) und Otherings (Andersmachens) wird eine herrschende Norm gesetzt und die Zugehörigkeit zu ihr bestätigt.

Rassismus ist aber nicht nur eine Ideologie, sondern ein in die Gesellschaftsstrukturen eingelagerter »Apparat« (Terkessidis 2004: S. 98)⁹ und dazuhin eine alltäglich erlebte Erfahrung der davon Betroffenen (vgl. Memmi 1987: S. 38)¹⁰. Ohne bewusste

rassistische Praxen auszuüben, reproduzieren und akzeptieren wir dennoch, wie eingangs anhand der ›Plantage‹ dargestellt, strukturell eingelagerte Formen des Rassismus, solange sie uns – beispielsweise zur Sicherung des Lebensstandards – von Nutzen sind. Diese Formen werden unter dem Begriff des institutionellen Rassismus zusammengefasst, worunter Robert Miles (1989: 362 ff.)¹¹ jene Ausgrenzungspraxen versteht, welche aus einem rassistischen Diskurs entstanden sind, ihn voraussetzen, aber nicht mehr ausdrücklich mit ihm begründet werden. Institutioneller Rassismus ist z. B. immanent in Einwanderungsgesetzen oder Institutionen eingelagert. Die Plantagenwirtschaft und die Plantagenmetapher implizieren solche institutionellen Formen.

Ein weiteres Beispiel ist die zunehmende Aufteilung reproduktiver Tätigkeiten, wie Putzen oder Pflegen, nach ethnisch-sozio-ökonomischen Gruppenzuweisungen. Daran lässt sich zum einen die Alltäglichkeit von Ungleichheitsbeziehungen zeigen, die mit der historisch bedingten westlichen Vormachtstellung zu tun haben. Zum anderen wird hier die Verbindung mit weiteren Ungleichheitsebenen wie Gender oder sozialer Stellung deutlich. Für eine Analyse ist somit eine intersektionelle, diese verschiedenen Dimensionen der Ungleichheit einbeziehende, Annäherung angemessen. Für solche mehrdimensionalen, komplexen Formen hat Philomena Essed (1991) den Begriff des »Alltagsrassismus« eingeführt.¹² Alltagsrassismus rückt davon ab, Rassismus als individuelles Problem zu behandeln und problematisiert stattdessen seine Alltäglichkeit innerhalb komplexer Beziehungen und Handlungen, seine Verankerung in Institutionen, Strukturen und Diskursen. Die meisten der medial verbreiteten AfrikaBilder beziehen sich auf Diskurse, die dem Bereich des Alltagsrassismus zuzuordnen sind. Sie setzen die ungleichen Verhältnisse voraus und transportieren nicht bewusst gemachte rassistische Muster.

SCHWARZ-WEISSE ERFAHRUNGEN

Gegenüber der meist unhinterfragten *weißen* Norm möchte ich abschließend auf die Erfahrungen durch Markierung von Andersheit und die Wirkmacht der Bilder von Selbst und Anderem eingehen: Direkte rassistische Erfahrungen betreffen die als Schwarz markierten Menschen zu allererst und bestimmen ihren Alltag. Formen von ständig und direkt erlebtem

Rassismus mischen sich mit indirekten Formen der Ausgrenzung und Abwertung. Soziale Zugehörigkeit, weitgehend auch Gender, lässt sich mehr oder weniger performieren; doch die andere Haut lässt sich nicht »retten« (Cohen 1990: S. 85)¹³. Frantz Fanon beschreibt diese Erfahrung mit den Worten: »Schon sezieren mich die weißen, die einzig wahren Blicke. Ich bin *fixiert*.« (1985: S. 84)¹⁴

Anderes Aussehen verunmöglicht das Passing, ein Passieren, im Sinne von nicht markiert und fixiert werden. Bezogen auf ein Aussehen, das von der vorherrschenden Norm abweicht, gibt es keine Chance, »als jemand anders zu passieren« (Ahmed 2005: S. 270)¹⁵, um einer Sichtbarkeit zu entkommen. In Rassismustheorien gibt es für diese Form der überpräsentierten Sichtbarkeit des Andersaussehens den Begriff der »Hypervisibility«. Hypervisibilität führt zur Entfremdung, indem die Personen sich selbst in den Augen der Anderen immer als anders sehen. Durch die Hypervisibilität sind die entsprechenden Personen viel stärker der sozialen Kontrolle ausgesetzt. Menschen, die als anders erscheinen, werden bei dem, was sie tun, mehr wahrgenommen. Sie werden zu Stellvertretern der konstruierten Differenzgruppen. Die übersteigerte Wahrnehmung produziert und steigert die wechselseitigen Fremdheitsgefühle. Terkessidis (a. a. O.: S. 172 ff.) beschreibt das »Inventar des Sichtbaren« als »Syndrom« und nie endender Prozess der Entfremdung (Problem der Identität), Verweisung (Problem der Fremdzweisung und -verortung), Entantwortung (Problem der Kollektivierung und Distanzierung) und Entgleichung (Problem des Othering). Beispiele für unsere alltägliche Reproduktion dieses Inventars des Sichtbaren sind¹⁶:

■ Formen des OTHERINGS: »Sie sprechen aber gut Deutsch.« Oder: »Ihr Akzent ist kaum mehr zu hören.« (Wir werden zu Anderen gemacht.)

■ Formen der VERWEISUNG: »Woher kommst du?« Oder: »Wie lange sind Sie denn schon hier?« Oder: »Sie als Südländer, ... « Oder: »Ihr Akzent klingt nett.« (Wir werden als nicht zugehörig erachtet und sollen woanders hingehen.)

■ Formen der GRUPPEN-IDENTITÄT: »Wie macht man das denn bei Ihnen?« Oder: »Die ... sind ja so empfindlich.« Oder: »Sie sprechen ja gar nicht so langsam.« (Wir werden als Repräsentantinnen und Repräsentanten der ganzen Diaspora bzw. Nation behandelt.)

Solche Differenzmarkierungen setzen an Bildern des Anderen an, die durch die spezifische Geschichte und Kultur einer Gesellschaft zur Konvention geworden sind. Die Medien tragen maßgeblich zur Reproduktion und Produktion dieser Bilder bei, indem sie diese meist unbefragt voraussetzen und vermitteln. AfrikaBilder sagen somit mehr aus über das Selbst, der sie Entwerfenden als über das Andere. Diese fixieren mit ihren Projektionen das Andere. Die historisch eingeschriebenen Macht- und Ungleichheitsverhältnisse lassen die Definitionsmacht europäisch-weißer Sichtweisen als selbstverständlich erscheinen. Die dichotom und hierarchisch gesetzten Differenzkategorien Schwarz und *weiß* verweisen also nicht auf (Haut-)Farben, sondern bezeichnen gesellschaftliche Positionen innerhalb eines rassistisch strukturierten Raumes. Die kritische *Weißseinsforschung*, wie sie z. B. Susan Arndt und Eske Wollrad vertreten, setzt sich mit diesen Positionen auseinander und hinterfragt die privilegierte, *weiße* Position im Umgang mit dem Anderen.

1 Mit »uns«/»wir« ist hier die »*weiße* deutsche Mehrheitsbevölkerung« gemeint, wobei ich mich aufgrund meines Lebensmittelpunktes mit einschließe. Dieses »Wir« bezieht sich auf ein zu hinterfragendes westlich-*weißes* Selbstverständnis.

2 Kilomba, Grada (2008): *Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism*. Münster: Unrast.

3 Van den Broeck, Linda (1993): *Das Ende der Weißheit. Vorurteile überwinden*. Ein Handbuch. Berlin: Orlanda.

4 Fischer, Hans (1981): *Die Hamburger Südsee-Expedition. Über Ethnographie und Kolonialismus*. Frankfurt: Syndikat.

5 Mamozai, Martha (1982): *Herrenmenschen. Frauen im deutschen Kolonialismus*. Reinbek: Rowohlt.

6 Messerschmidt, Astrid (2010): *Distanzierungsmuster. Vier Praktiken im Umgang mit Rassismus*. In: Broden, Anne; Mecheril, Paul (Hg.): *Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft*. Bielefeld: Transkript, S. 41 – 57.

7 Arndt, Susan (2005): *Weißsein. Die verkannte Strukturkategorie Europas und Deutschlands*. In: Eggers, Maischa u. a. (Hg.): *Mythen – Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast, S. 24 – 28.

8 »Race does not exist. But it does kill people« (Guillaumin 1995: S. 107). Guillaumin, Colette (1995): *Racism, Sexism, Power and Ideology*. London: Routledge.

9 Terkessidis, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld: Transcript.

10 Memmi, Albert (1987): *Rassismus*. Frankfurt a. M.: Athenäum.

11 Miles, Robert (1991): *Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs*. Hamburg: Argument.

12 Essed, Philomena. (1991): *Understanding Everyday Racism. An Interdisciplinary Theory*. London: Sage.

13 Cohen, Philip (1990): *Gefährliche Erbschaften: Studien zur Entstehung einer multirassistischen Kultur in Großbritannien*. In: Kalpaka, Annita; Räthzel, Nora (Hg.): *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein*. Leer: Mundo, S. 81 – 144.

14 Fanon, Frantz (1985): *Schwarze Haut, weiße Masken*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

15 Achmed, Aischa (2005): »Na ja, irgendwie hat man das ja gesehen«. *Passing in Deutschland – Überlegungen zu Repräsentation und Differenz*. In: Eggers, Maischa u. a. (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte*. Münster: Unrast, S. 270 – 282.

16 Vgl. auch Kaufmann, Margrit E. (2006): *Managing Diversity & Doing Culture. Unternehmerische und subjektive Perspektiven auf den Umgang mit Vielfalt*. In: dies. u. a. (Hg.): *Under Construction. Lebensgeschichten von MigrantInnen in Bremer Unternehmen. Dokumentation des Ausstellungsprojekts*, Bremen: bik, S. 13 – 17.

In diesem abschließenden Teil benutze ich ein »Wir«, das sich auf die Zuteilung von Menschen mit anderem Aussehen und / oder Akzent bezieht, zu denen auch ich gehöre. Ich beziehe mich hier sowohl auf unsere Rassismus- und Migrationsforschungen als auch auf meine eigenen Erfahrungen.

RASSISMUS: ZUR GESCHICHTE EINER EUROPÄISCHEN HERRSCHAFTSIDEOLOGIE¹

PROF. DR. SUSAN ARNDT

Der Sexualforscher und Publizist Magnus Hirschfeld verwendete als erster den Begriff *Rassismus* für eine Lehre, die an die Existenz menschlicher ›Rassen‹ glaubt, in seinem 1933/34 geschriebenen und 1938 veröffentlichten Werk *Racism*, mit dem er die nationalsozialistische ›Rassen‹-Ideologie widerlegen wollte. In ein breiteres öffentliches Bewusstsein drangen Begriffe wie Rassismus und Genozid in den 1950er Jahren. ›Rassentheorien‹ waren aber nicht erst vom Nationalsozialismus erfunden worden und fanden mit ihm auch kein Ende. Die Ideologie des Rassismus setzt mit der Erfindung menschlicher ›Rassen‹ ein. Theoreme zur Erfindung menschlicher ›Rassen‹ lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen.

THEOREME VON ›HAUTFARBE‹ UND ›RASSE‹
AUS GENEALOGISCHER PERSPEKTIVE:
ANTIKE, CHRISTENTUM UND RENAISSANCE

Aristoteles entwickelt im 4. Jh. v. Chr. in *Politeia* die erste bekannte Theorie der Sklaverei. Er argumentiert, dass Sklaverei naturgegeben und gerecht sei. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass die Griechen und Griechinnen dazu auserwählt seien, Nicht-Griechen und Nicht-Griechinnen zu versklaven. Das sei den Körpern auch eingeschrieben.² Zwar wird ›Hautfarbe‹ in diesem Zusammenhang nicht als primärer Marker von Differenz bemüht. Allerdings scheiden sich »Freie« und »Barbaren« eben auch an der ›Hautfarbe‹, bei Aristoteles ebenso wie bei anderen Philosophen sowie Dichtern der griechischen Antike. Das griechische Wort für die »Hautfarbe«, *andreikelon*, ist wortgenau als »wie ein Mann« zu übersetzen. Das bedeutet auch, dass mensch ohne *andreikelon* kein Mensch sei. Wer *andreikelon* besitze, stehe klimatisch wie geographisch begründet im Zentrum und sei folgerichtig kulturell und mental überlegen. Wer kein *andreikelon* besitze, der sei als Bewohner oder Bewohnerin klimatischer und geographischer Extreme ›Barbar‹, sprich der geborene Sklave bzw. die geborene Sklavin. Das betrifft Schwarze wie Weiße. Weißsein kommt dabei jedoch eine variable ›Hautfarben‹position zu. Nicht nur »Perser« und Skythen sowie andere Bewohnerinnen und Bewohner des extremen Nordens hätten einen hellen Teint. Dieser gilt auch als charakteristisch für griechische Frauen und Philosophen, deren Leben sich meist vor der Sonne geschützt, innerhalb des Hauses abspielte. Damit kommen Weißsein Potenzen wie

Schönheit, Tugend und Vergeistlichung zu. Eine solche Ambivalenz gab es bezüglich der Verortung von Schwarzen nicht. So bedeutet etwa Äthiopierinnen und Äthiopier, als Bezeichnung aller Afrikanerinnen und Afrikaner, die keine Ägypterinnen/Ägypter sind, übersetzt: »Menschen mit verbrannten Gesichtern«. Dies korreliert mit der These, dass das heiße Klima Haar und Hirn dieser Menschen ausgetrocknet habe und sie deswegen mental und kulturell unterlegen, ja, animalisch seien.³ Dieses in der griechischen Antike akkumulierte Wissen lässt sich (noch) nicht an die Kategorie der ›Rasse‹ binden. Und doch ist es eben dieses Wissen, das Theoreme bereitstellte, welche in den nachfolgenden Jahrhunderten zur Formierung von ›Rasse‹ als Instrumentarium der Klassifizierung von Menschen führte.

Mit dem Erstarken des Christentums erhalten antike ›Hautfarbensymboliken‹ eine neue Bedeutung und Wichtigkeit. Dabei kommt es zwischen der christlichen Farbsymbolik und Theoremen von ›Hautfarbe‹ zu komplexen Synergieeffekten. In der christlichen Religion gilt weiß als Farbe des Göttlichen und seiner Engel, des Himmlischen und seiner Transparenz, von Unschuld und Jungfräulichkeit. Schwarz verkörpert dagegen das Monströse des Teufels und die Untiefen der Hölle – und damit Sünde und Schande, Ungehorsam und Schuld. Analog dazu wird weiß auch allgemein als schön, rein und tugendhaft konzipiert und Schwarz als Farbe des Hässlichen, Bösen und Unheils. Die dieser Symbolik eingeschriebene Hierarchisierung macht es aus der Sicht des christlichen Europas zu einem nahe liegenden Schritt, ›Hautfarben‹ neu aufzurastern. Zwar werden antike Klimatheorien bemüht, doch nunmehr, um Weißsein, als Symbol für das Christentum und seinen geopolitischen Ort, das metaphorische Europa, als überlegen zu positionieren – und zwar als Antithese zum Schwarzsein, das (regional) für Afrika steht sowie (religiös) für das Judentum, den Islam und andere nicht-christliche Religionen. Wolfram von Eschenbachs Epos *Parzival*⁴ ist ein kulturhistorisches Dokument dafür, dass religiöse und kulturelle Unterschiede bereits im 11./12. Jahrhundert ›hautfarben‹kodiert waren – und zwar entlang einer Rhetorik, die Islam und Schwarzsein als außer-europäisch imaginiert und dem weißen Christentum in Europa unterordnet. Diese Rhetorik prägte diverse gesellschaftliche und politische Prozesse im Mittelalter, etwa die so genannte »spanische Reconquista«. Diese mündet in einer Vertreibung

von islamischen und jüdischen Menschen aus jenem Spanien, das (nicht zuletzt aus Moslems auferlegten Zwangssteuern) Columbus' berühmt-berüchtigte Reisen finanziert. So wird das Jahr »1492« zu einem epochalen Ereignis, das symbolisch wie kaum ein anderes für die enge Verzahnung von Rassismus, Orientalismus und Antisemitismus sowie Kolonialismus steht.

Die seit der Renaissance ausgeübte koloniale Gewalt und der weltweite Abscheu vor dieser verlangten nach einer Rechtfertigungsstrategie. Als Europa Millionen Menschen auf der ganzen Welt enteignete, versklavte und ermordete, suchte es dies dadurch zu rechtfertigen, dass es diese Menschen als nicht-weiß charakterisierte – als so *anders*, dass es berechtigt erschien, gegenüber Hunderten Gesellschaften auf der ganzen Welt Prinzipien wie Humanismus und Aufklärung, Freiheit und Demokratie, Gerechtigkeit und Gleichheit zuwiderzuhandeln. Was für ein infamer Euphemismus, der im Angesicht dieser barbarischen Gewalt den Mythos von der »Bürde des weißen Mannes« erfand, die Welt zivilisieren zu müssen, und der jeden Lynchmord als Akt der ›Zivilisierung‹ deklarierte. Diese Rhetorik wurde dem Konzept ›Rasse‹ einverleibt – einer seit dem 16. Jahrhundert aus dem Tier- und Pflanzenreich auf Menschen übertragenen Kategorie. So formierte sich der Rassismus, dem es im Kern darum geht, die weiße ›Rasse‹ mitsamt dem Christentum, das als dem Weißsein inhärent verstanden wird, als vermeintlich naturgegebene Norm(alität) hinzustellen, um eigene Ansprüche auf Herrschaft, Macht und Privilegien zu legitimieren und zu sichern.

Als paneuropäisches Projekt produziert der Rassismus seither Wissen, das sich ebenso facettenreich wie wirkmächtig in Glaubensgrundsätze, (Sprach)Handlungen und identitäre Muster einschrieb und sich – und zwar unabhängig davon, ob Weiße dies anerkennen oder nicht – die Welt durch adäquate Strukturen passförmig gemacht hat, um sie zu beherrschen.

DIE ERFUNDENEN KÖRPERLICHEN UNTERSCHIEDE DES RASSISMUS

Im Zentrum der Ideologie des Rassismus steht die Erfindung von körperlichen Unterschieden. Die britische Ethnologin Mary Douglas betont, jedes Sehen des menschlichen Körpers

besitze eine soziale Dimension.⁵ Das bedeutet, dass ohne das Verlangen, soziale Hierarchien und Grenzen herzustellen, nicht das Interesse bestünde, körperliche Grenzen zu erfinden. Auch die Erfindung von ›Rassen‹ bedurfte Grenzziehungen mit Hilfe vermeintlich naturgegebener körperlicher Unterschiede. Dazu wurden aus einer Vielzahl möglicher körperlicher Merkmale einzelne (z. B. ›Hautfarbe‹) herausgenommen und zu Bündeln geschnürt, die vermeintlich naturgegebene Antithesen repräsentieren und angeblich relevante Unterscheidungsmerkmale bilden. Welche Kriterien angelegt werden, um körperliche Unterschiede zu zementieren, folgt keineswegs reiner Willkür. Vielmehr ist die betreffende Logik einem ökonomischen und politischen Machtstreben verpflichtet. Entscheidend ist zudem, dass die so gewählten Unterschiede (und die diesbezüglichen Kriterien) als »natürlich gegebene« Marker der Differenz erklärt werden, wodurch negiert wird, dass sie menschengemacht und historisch geworden sind. Diesen vermeintlich statischen und objektiven körperlichen Unterscheidungsmerkmalen werden dann bestimmte soziale, kulturelle und religiöse Eigenschaften und Verhaltensmuster zugeschrieben. Die auf diese Weise hergestellten Unterschiede werden, wie der Schriftsteller und Rassismusforscher Albert Memmi ausführt, verallgemeinert, verabsolutiert, hierarchisiert und als naturgegeben deklariert.⁶

Es ist wahr. Es handelt sich um ein globales Phänomen, dass eine Kultur eine andere – auch unter Instrumentalisierung von körperlichen Unterschieden – diskriminiert. Doch der Rassismus nimmt darin eine Sonderrolle ein. Kein anderes System der Unterdrückung einer Kultur durch eine andere hat strukturell wie diskursiv eine solch tiefgreifende wie global weitreichende Agenda erschaffen wie der Rassismus. Rassismus ist eine in Europa historisch gewachsene Ideologie und Machtstruktur und in meiner Definition gleichbedeutend mit »white supremacy«. Sie besteht auch über den Kolonialismus hinaus als Machtssystem fort und hat sich von jeher als und im Orientalismus, Antisemitismus, Afrikanismus und Antiziganismus ausdifferenziert. So lassen sich verschiedene Formen von Rassismus unterscheiden, die aber eine gemeinsame strukturelle und diskursive Schnittmenge aufweisen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, bei Rassismus zu konkretisieren, wer von wem vor dem Hintergrund welcher historischen und gegenwärtigen Prozesse als ›Rasse‹ erfunden und rassistisch bewertet wurde bzw. wird.

›RACIAL TURN‹ – ›RASSE‹ ALS SOZIALE POSITION

»Rassen gibt es nicht«, schreibt die feministische Soziologin Collette Guillaumin, »und doch töten sie«. ⁷ Denn der Glaube, dass es ›Rassen‹ gebe, der Rassismus also, ist präsent, bis heute. Shankar Raman glaubt daher, dass es notwendig ist, einen Kampf um die Bedeutung von ›Rasse‹ zu führen, um sich diesen Begriff aus anti-rassistischer Sicht anzueignen. Deswegen schlägt der deutsche Literaturwissenschaftler eine doppelte Denkbewegung vor. Diese führt weg von ›Rasse‹ als biologischem Konstrukt, und zwar hin zu ›Rasse‹ als sozialer Position. Er bezeichnet diese Denkbewegung als ›racial turn‹; sie schließt ein, ›Rasse‹ als kritische Wissenskategorie zu etablieren.

Für mich beinhaltet der »Racial Turn« auf einer zweiten Ebene zudem einen gewichtigen Perspektivwechsel in der Rassismusforschung. Ihm hat Toni Morrison 1992 mit ihrem Buch *Playing in the Dark* Gehör verschafft. Die afroamerikanische Nobelpreisträgerin weist darauf hin, dass Rassismusanalysen im weißen akademischen Mainstream die Tendenz haben, allein über Schwarze und People of Colour zu sprechen. Dabei entsteht dann schnell der Eindruck, Rassismus sei (allein) eine Angelegenheit von Schwarzen – und Weiße seien diesbezüglich »neutral«, so als hätten sie damit nichts zu tun. Insofern es Weiße sind, die Rassismus erfunden haben, hält es Morrison für unverzichtbar, »to examine the impact of notions of racial hierarchy, racial exclusion, and racial vulnerability and availability on nonblacks who held, resisted, explored, or altered these notions.« ⁹

Morrison beobachtet, dass es seit einigen Jahrzehnten unter Weißen als generöse und liberale Geste gelte, nicht über ›Rasse‹ zu sprechen. Die Schriftstellerin nennt dieses oft als »colour-blindness« bezeichnete Handeln »evasion«. Wenn Weißsein aber ignoriert oder für das eigene Leben nicht relevant eingestuft wird, werden zugleich auch die sozialen Positionen, Privilegien, Hegemonien und Rhetoriken verleugnet, die daran gebunden sind. Weißsein behält dadurch seinen Status als universaler, »unmarkierter Markierer« ¹⁰ und »unsichtbar herrschende Normalität« ¹¹ bei.

Vor diesem Hintergrund ist das Ignorieren von ›Hautfarben‹, so paradox das klingen mag, auch keine Lösung. Der Rassismus kategorisiert, markiert und positioniert Menschen – u. a. mit Hilfe von ›Hautfarben‹ – als Diskriminierte, Fremdmarkierte und Entmachtete oder eben als Diskriminierende, Markierende und Privilegierte des Rassismus. Das passiert zumeist unabhängig vom individuellen Willen und losgelöst davon, ob jemand Rassismus befürwortet oder ablehnt. Rassismus existiert und in seinem System stellt Weißsein, wie Ruth Frankenberg betont, eine »soziokulturelle Währungseinheit« dar, die privilegiert. ¹² Relativierungen sowie Verstärkungen der Macht und Privilegien, die Weißsein in petto hat, ergeben sich daraus, dass sich Weißsein mit anderen Strukturkategorien wie etwa Sexualität, Geschlecht, Nationalität, Bildung, Religion, Mobilität oder Gesundheit verschränkt. Doch diese Relativierungen resultieren nie in einem gänzlichen Verlust von Weißsein. Als systemische Position ist Weißsein keine Weltanschauung, sondern eine Machtposition und als solche ein kollektives Erbe des Rassismus und auch am Werk, wenn Weiße es nicht bemerken (wollen).

Es geht hierbei nicht um Schuldzuschreibungen. Es geht darum, anzuerkennen, dass Rassismus – analog zum Patriarchat im Falle der Geschlechterkonzeptionen – ein komplexes Netzwerk an Strukturen und Wissen hervorgebracht hat, das uns – im globalen Maßstab – sozialisiert und prägt. Dabei ist Wissen in meiner Lesart weder absolut, wahr und unveränderbar, sondern historisch gewachsen, von Macht formiert sowie dynamisch und subjektiv. Im Zentrum des Wissens, das der Rassismus hervorgebracht hat, steht die falsche Annahme, dass Menschen nach ›Rassen‹ unterteilt werden können und dass dies den ›Hautfarben‹ eingeschrieben sei. Sich Rassismus zu widersetzen heißt nicht zuletzt, dieses Wissen zu verlernen.

1 Artikel basiert auf: Arndt, Susan, *Die 101 wichtigsten Fragen: Rassismus*. München: C. H. Beck, 2011.

2 Vgl.: Aristoteles, *Politik*. Herausgegeben von Otfried Höffe. Berlin: Akademie-Verlag, 2001.

3 Vgl.: Isaac, Benjamin, *The Invention of Racism in Classical Antiquity*. Princeton: Princeton University Press, 2006.

4 Von Eschenbach, Wolfram, *Parzival*. Herausgegeben von Wolfgang Spiewok. Leipzig: Reclam, 2011.

5 Vgl.: Douglas, Mary, *Natural Symbols*. New York: Pantheon Books, 1970: S. 170.

6 Memmi, Albert, *Rassismus*. Frankfurt/M.: Athenäum, 1987 (Erstveröffentlichung auf Französisch 1982): S. 164 – 178.

7 Vgl.: »C'est très exactement la réalité de la race. Cela n'existe pas. Cela produit pourtant des morts.« Guillaumin, Collette, *Sexe, Race et pratique du pouvoir*. Paris: Côté-femmes, 1992: S. 50.

8 Raman, Shankar, *The Racial Turn: ›Race‹, Postkolonialität, Literaturwissenschaft*, in: Pechlivanos, Miltos / Rieger, Stefan / Struck, Wolfgang / Weitz, Michael (Hg.), *Einführung in die Literaturwissenschaft*, Stuttgart: J. B. Metzler, 1995: S. 241–255, hier S. 255. Vgl. auch: Arndt, Susan, »Weißsein – zur Genese eines Konzepts. Von der griechischen Antike zum postkolonialen ›racial turn‹«, in: Standke, Jan / Düllo, Thomas (Hg.), *Theorie und Praxis der Kulturwissenschaften*. Culture Discourse History. Bd. I. Berlin: Logos, 2008: S. 95 – 129.

9 Morrison, Toni, *Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination*. Cambridge, Mass.: Harvard UP, 1992: S. 11.

10 Frankenberg, Ruth, *Introduction: Local Whitenesses, Localizing Whiteness*, in: Frankenberg, Ruth (Hg.), *Displacing Whiteness. Essays in Social and Cultural Criticism*. Durham, London: Duke UP, 1997: S. 1.

11 Wachendorfer, Ursula, »Weiß-Sein in Deutschland. Zur Unsichtbarkeit einer herrschenden Normalität«, in: Arndt, Susan (Hg.), *Afrika-Bilder. Studien zu Rassismus in Deutschland*. Münster: Unrast, 2001: S. 87–101.

12 Vgl.: Frankenberg, Ruth, *Introduction: Local Whitenesses, Localizing Whiteness*, in: Frankenberg, Ruth (Hg.), *Displacing Whiteness. Essays in Social and Cultural Criticism*. Durham, London: Duke UP, 1997: S. 15.

WEISSEINSREFLEXIONEN

UND ANTIDISKRIMINIERUNG –

BEISPIELE FÜR DIE PRAXIS

KOLONIALE SPUREN IM BREMER STADTRAUM

KIM ANNAKATHRIN RONACHER

Im Bremer Stadtraum sind Spuren des deutschen und europäischen Kolonialismus allgegenwärtig und auf verschiedenen Ebenen präsent – beispielsweise in Form von Straßennamen, Gebäuden, Institutionen, Bildern und Denkmälern.

Diese Orte sind alle öffentlich und den meisten Menschen in Bremen bekannt. Gleichzeitig fehlt ein Wissen um den kolonialen Kontext ihrer Entstehung bzw. um ihre Bedeutung. Dieser Umstand ist bereits Teil des Themas. Denn eine Besonderheit im Umgang mit der deutschen Kolonialgeschichte ist, dass bis heute keine breitere gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dieser stattgefunden hat, ganz zu Schweigen von einer kritischen Aufarbeitung.¹ So wissen die meisten Menschen kaum etwas über diese Zeit; vielen ist nicht einmal bekannt, dass Deutschland eine ehemalige Kolonialmacht ist. Kien Nghi Ha bezeichnet deshalb den Umgang der deutschen Dominanzgesellschaft mit der eigenen Kolonialgeschichte als einen Prozess aktiver »Entinnerung«², welche sich in einem »konsensuale[n] Schweigen« zu diesem Thema äußert und eine kritische Aufarbeitung verweigert.

Gerade auch aufgrund der (bisher) fehlenden Aufarbeitung und Auseinandersetzung wirken Strukturen und Bilder, die ihren Ursprung im (deutschen) Kolonialismus haben, bis in die Gegenwart und sind in sämtlichen gesellschaftlichen Bereichen präsent. Beispiele hierfür finden sich in der Sprache, wo koloniale Begriffe nach wie vor unhinterfragt verwendet werden, in der Werbung, die immer wieder auf kolonial-rassistische Bilder zurückgreift, genauso wie in der Konstruktion von Deutsch-Sein als Weiß-Sein und im Alltagsrassismus gegenüber Schwarzen Menschen und People of Colour.³ Ein weiterer Bereich, in dem die kolonialen Spuren und Kontinuitäten sichtbar sind, ist der Stadtraum – besonders in einer Hansestadt wie Bremen.

KONTEXT UND KONZEPTION DER STADTFÜHRUNG

Die Stadtführung und meine Recherchen zu dem Thema stehen im Kontext der Arbeit von verschiedenen Initiativen und Veröffentlichungen, die sich mit kolonialen Spuren in anderen Städten beschäftigen.⁴

Ziel der Stadtführung ist es, eine kritische Auseinandersetzung mit den kolonialen Spuren in Bremen und darüber hinaus mit

dem deutschen Kolonialismus und seinen Auswirkungen bis heute anzuregen. Ein zentrales Element der Führung besteht darin, immer wieder einen Gegenwartsbezug herzustellen und Fragen nach einem adäquaten Umgang mit der kolonialen Geschichte und nach Handlungsmöglichkeiten aufzuwerfen.

Das Medium Stadtführung eignet sich gut für die Auseinandersetzung mit dem Thema. Am Beispiel Stadtraum kann eine Verbindung hergestellt werden zwischen den Lebenswelten und dem konkreten Alltag der Teilnehmenden und der kolonialen Geschichte, deren Fortwirken bis in die Gegenwart anhand der besuchten Orte deutlich wird. So kann die Stadt als Geschichtsraum erfahren werden. Spannend für die Teilnehmenden ist, dass bereits bekannte und vertraute Straßen, Denkmäler und Gebäude in einen neuen, den meisten bisher unbekanntem Kontext gestellt werden und neue Bedeutungen bekommen. Die Führung ist dialogisch und partizipativ gestaltet – die Teilnehmenden werden durch Fragen nach eigenen Einschätzungen mit einbezogen.

Bei der Tagung »AfrikaBilder« gestaltete ich die Stadtführung als Fahrradstadtführung, d. h. alle Teilnehmenden waren mit Fahrrädern unterwegs, und wir haben die einzelnen Orte im wahrsten Sinne des Wortes erfahren. Die Stadtführung kann aber auch, leicht abgewandelt, zu Fuß gemacht werden.

DIE EINZELNEN STATIONEN

Im Folgenden werden die Stationen der Stadtführung kurz vorgestellt. Im Rahmen dieses Textes ist eine ausführliche Darstellung der besuchten Orte und ihrer historischen Bezüge nicht möglich. Hier können nur kurze Einblicke gegeben werden, die vielleicht eine weitere Beschäftigung anregen.

Beginn ist in Schwachhausen bei der H.-H.-Meier-Allee, welche nach dem Bremer Kaufmann und Mitbegründer des »Norddeutschen Lloyd«, Herrmann Heinrich Meier (1809–1898), benannt ist. 1857 gründete Meier gemeinsam mit Eduard Crüsemann (1826–1869), nach dem ebenfalls eine Straße in Schwachhausen benannt ist, die Reederei »Norddeutsche Lloyd«. Der »Norddeutsche Lloyd« verdiente vor allem am sog. Auswanderergeschäft; Auswandernde wurden in die USA transportiert und

auf dem Rückweg wurden Waren mitgebracht, die in Nord- und Mittelamerika meist von versklavten Menschen auf Plantagen hergestellt worden waren. Daneben unterhielt die Reederei ab 1885 die staatlich subventionierte Postdampferverbindung in den Südpazifik, die eine grundlegende Voraussetzung für die Kolonisierung von Inseln dort war. Denn ohne diese Verbindung hätte es keine Kommunikation zu den kolonisierten Gebieten gegeben.⁵ H. H. Meier gehörte außerdem zu den Mitunterzeichnern des Gründungsauftrages des ›Deutschen Kolonialvereins‹ im Dezember 1882, aus dem später die ›Deutsche Kolonialgesellschaft‹ hervorging – die einflussreichste und größte koloniale Lobbyorganisation im Kaiserreich. Ende des 19. Jahrhunderts war der ›Norddeutsche Lloyd‹ eine der größten Reedereien der Welt – was er heute, inzwischen fusioniert zur Hapag-Lloyd, weiterhin ist. Am Beispiel der Person H. H. Meier und dem ›Norddeutschen Lloyd‹ wird deutlich, wie eng der Erfolg einer ›ganz normalen‹ Reederei Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts verknüpft ist mit europäischer Expansion und dem deutschen Kolonialismus. Das gleiche gilt auch für andere Reedereien, die damals aktiv waren.

In der Nähe befinden sich die Lüderitzstraße und die Vogelersangstraße. Der Bremer Kaufmann Adolf Eduard Lüderitz (1834–1886) initiierte gemeinsam mit Heinrich Vogelersang (1862–1914) die Kolonisierung von Teilen des heutigen Namibias. 1884 wurde ›Deutsch-Südwestafrika‹ erste offizielle deutsche Kolonie, ein Datum, das den formalen Einstieg des Deutschen Reiches in die Kolonialpolitik markierte. Lüderitz wurde deshalb oft auch als sog. ›Begründer Deutsch-Südwestafrikas‹ verehrt. 1904–1908 haben im damaligen ›Deutsch-Südwestafrika‹ deutsche Truppen den Genozid an den Herero und Nama verübt.

Ende der 1970er Jahre gab es von verschiedenen Initiativen Aktivitäten und Versuche, die Lüderitzstraße umzubenennen. Diese sind jedoch gescheitert.⁶

Die nächste Station ist die Hedwig-Heyl-Straße. Hedwig Heyl (1850–1934), die als Begründerin der Hauswirtschaft gilt und im bürgerlich-konservativen Flügel der ersten deutschen Frauenbewegung aktiv war, war von 1910–1920 die Vorsitzende des ›Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft‹. Besonders hervorzuheben hat sich der ›Frauenbund‹ – gerade in

der Zeit von Heyls Vorsitz – durch rassistische Hetzkampagnen gegen Ehen zwischen weißen und Schwarzen Menschen sowie gegen Kinder aus Schwarz-weißen Beziehungen. Anhand der Person Hedwig Heyl und des ›Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft‹ wird das koloniale Engagement von Frauen im Kaiserreich deutlich.

Ebenfalls in Schwachhausen befindet sich eine Filiale der Supermarktkette Edeka. Die Supermarktkette geht dabei zurück auf die 1898 gegründete E. d. K., deren Abkürzung für ›Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler im Halleischen Torbezirk zu Berlin‹ steht. Der Begriff ›Kolonialwaren‹ bezeichnete als Sammelbegriff Produkte wie Kaffee, Kakao, Zucker, Tabak, Gewürze, Rum etc. und verweist darauf, dass diese in europäischen Kolonien und unter Kolonialherrschaft hergestellt wurden. Im allgemeinen Sprachgebrauch hat der Begriff ›Kolonialwaren‹ bis heute keinen negativen Beiklang – was einiges über das kollektive Gedächtnis in Bezug auf Kolonialismus aussagt. Die Produkte, die früher Kolonialwaren genannt wurden, sind dabei auch heute noch Güter, die unter extrem ausbeuterischen Bedingungen hergestellt werden. Auch hier werden Kontinuitäten sichtbar, die jedoch nicht nur Edeka, sondern generell den globalen und deutschen (Einzel-) Handel strukturieren und in die auch wir als Konsumierende verstrickt sind.

Direkt hinter dem Bahnhof befindet sich die nächste Station – der Elefant, ein riesiges Monument an zentraler Stelle in der Stadt. Dieses Denkmal wurde am 7. Juli 1932 als ›Reichskolonialehrendenkmal‹ eingeweiht. Die Errichtung war 1926 von der Bremer Abteilung der ›Deutschen Kolonialgesellschaft‹ angestoßen worden und muss im Kontext der neokolonialen Bestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg gesehen werden. Bei der Eröffnung waren an dem Monument Portraits von Lüderitz und Paul von Lettow-Vorbeck, dem Kommandeur des deutschen Militärs in ›Deutsch-Ostafrika‹, angebracht. Vorne war außerdem eine Tafel mit der Inschrift »Unseren Kolonien« befestigt – wohlgerichtet wurde das Denkmal eingeweiht, als das Deutsche Reich bereits seit mehr als zehn Jahren keine Kolonien mehr besaß. Diese Tafeln wurden irgendwann in den 1960er Jahren entfernt. 1989/1990 wurde das Monument auf das Drängen verschiede-

ner Initiativen hin zu einem ›Anti-Kolonial-Denkmal‹ umgewidmet, blieb aber bis auf einige Hinweisschilder in seiner bisherigen Form bestehen. Heute kümmert sich der Verein ›Der Elefant!‹ e.V. um die Instandhaltung des Denkmals. Es bleibt die Frage, wie mit diesem riesigen Monument an so zentraler Stelle in der Stadt umgegangen werden kann.

Schräg gegenüber von dem Elefanten befindet sich ein weiteres, sehr viel kleineres Denkmal. Es ist das 2009 eingeweihte Mahnmahl im Gedenken an die Opfer des Genozids an den Herero und Nama. 1904–1908 wurde nach einem Krieg der einheimischen Bevölkerung gegen die deutschen Besatzer ein Großteil der Herero und Nama durch die deutschen Truppen ermordet. Dies gilt als erster Genozid des 20. Jahrhunderts. Auf der kleinen Hinweistafel steht »Im Gedenken an die Opfer des Völkermords in Namibia 1904 bis 1908 und die Opfer der Schlacht am Waterberg«. Dieser Text ist ambivalent, legt die Formulierung doch nahe, dass hier nicht nur der Opfer des Genozids, sondern auch der getöteten deutschen Soldaten gedacht werden soll – eine schwierige Perspektive.

Die nächste Station ist die Eingangshalle des Bahnhofs mit ihrem großen Mosaik über der Bahn-Anzeigetafel. Das Relief wurde in den 1950ern von der Bremer Tabakfirma Martin Brinkmann gestiftet. In einem Informationsblatt der Bahnverkehrsverwaltung steht – vermutlich unfreiwillig offen –, das Mosaik solle den wirtschaftlichen Aufschwung Bremens seit der Kolonialzeit darstellen. Hier wird einmal mehr deutlich, wie eng der Handel mit Produkten wie Tabak, Kaffee, Kakao etc. mit kolonialer Ausbeutung verknüpft war – und wie sehr die Hansestadt Bremen und vor allem einzelne Bremer Firmen und Familien daran beteiligt waren, davon profitierten und dadurch reich wurden (wie beispielsweise Jacobs, Kaffee Hag, die Tabakbörse...).

Das ›Übersee-Museum‹ ist die letzte Station der Stadtführung. Das Museum steht in der Tradition der sog. ›Völkerkundemuseen‹, deren Entstehen ab Mitte des 19. Jahrhunderts eng mit dem europäischen und deutschen Kolonialismus verknüpft ist. Bei dieser Station geht es um Fragen danach, auf welchen Wegen die Ausstellungsstücke und Gegenstände im Magazin in das Museum gelangten – auch am Beispiel der immer noch

vorhandenen sog. ›Schädelsammlung‹. Darüber hinaus ist das Thema der Repräsentation zentral – also wer in dem Museum wie dar- und ausgestellt wird. Welche Bilder und welches Wissen werden hier über (nicht-europäische) Menschen und Regionen vermittelt?

WEITERE SPUREN

Neben den besuchten Orten gibt es in Bremen unzählige weitere Spuren und Verweise auf die Kolonialgeschichte und das koloniale Engagement von Bremer Bürgerinnen und Bürgern. Im Hafengebiet in Oslebshausen gehen von der Südweststraße die Waterbergstraße und die Otavistraße ab, in der Nähe liegt die Windhukstraße. Einen Straßenblock weiter befinden sich die Togostraße und Kamerunstraße sowie weitere Straßen mit Namen kamerunischer Städte. Vermutlich nicht zufällig sind diese Straßen direkt im Hafengebiet. In Walle befindet sich ebenfalls eine Ansammlung von Straßen, die Kolonisatoren und Eroberer ehren, wie die Karl-Peters-Straße, Nachtigalstraße, Leutweinstraße, Columbusstraße und Vietorstraße, um nur einige zu nennen. Neben den verschiedenen Straßennamen sind auch die Bremer Handelshäuser und Gebäude wie die Baumwoll- oder Tabakbörse Orte, deren Aufstieg und Geschichte untrennbar mit der europäischen Expansion und dem deutschen Kolonialismus verbunden sind. Auch an unzähligen Gebäuden in Bremen zeugen Skulpturen, Reliefs und Verzierungen von dieser Geschichte, verweisen auf die koloniale Ausbeutung oder reproduzieren kolonial-rassistische Bilder von People of Colour.

AUSBLICK

Wer einmal anfängt, auf die Spuren der kolonialen Vergangenheit zu achten, wird diese noch an vielen weiteren Stellen in Bremen finden. Es bleibt die Frage, wie heute mit diesen Spuren im Stadtraum umgegangen werden kann.

In den letzten Jahren haben sich in vielen Städten Initiativen gegründet, die sich mit diesen Themen beschäftigen und beispielsweise die Umbenennung von Straßen anregen. Beispiele hierfür sind die Umbenennung des Gröbenufers in May-Ayim-Ufer in Berlin⁷ oder die Entfernung einer neu aufgestellten Schimmelmann-Büste in Hamburg⁸. Dies zeigt, dass koloniale

PERFORMANCE SCHWARZ / WEISS. EIGENARTIG / FREMD. EINE KÜNSTLERISCHE PRAXISFORM INTERSEKTIONELLER RASSISMUSKRITIK IN II SEQUENZEN*

KATHARINA MEVISSSEN

Spuren im Stadtraum auch transformiert werden können und Teil einer kritischen Auseinandersetzung mit europäischem und deutschem Kolonialismus sein können.

Wichtig ist, dass die Debatten und Auseinandersetzung beginnen bzw. weitergehen.

1 Vgl. Ha, Kien Nghi, *Mach(t)raum(a) Berlin – Deutschland als Kolonialgesellschaft*, in: Eggers, Maureen Maisha / Kilomba, Grada / Piesche, Peggy / Arndt, Susan (Hg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster 2005, S. 105 – 117.
Eckert, Andreas / Wirz, Albert, *Wir nicht, die anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus*, in: Conrad, Sebastian / Randeria, Shalini (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002., S. 272 – 292.

2 Ha (wie Anm. 1): S. 105.

3 Die Begriffe »Schwarz« und »weiß« bezeichnen soziale und politische Konstruktionen und Identitätskategorien. Der Begriff »People of Colour« bezeichnet »alle Menschen, die rassistischer Diskriminierung ausgesetzt sind und von der [...] Dominanzgesellschaft ausgeschlossen werden«. Ha, Kien Nghi, *People of Color – Koloniale Ambivalenzen und historische Kämpfe*, in: Ha, Kien Nghi / Mysorekar, Sheila / Lauré al-Samarai, Nicola (Hg.), *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*, Münster 2007, S. 36.

4 Vgl. u. a. Aikins, Joshua Kwesi / Kopp, Christian, *Die alltägliche Gegenwart der kolonialen Vergangenheit*, in: AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln / cyberNomads (cbN) (Hg.), *The BlackBook. Deutschlands Häutungen*, Frankfurt a. M. 2004, S. 58 – 63;

Gatter, Thomas: »Buten un binnen, wagen un winnen!«. *Bremen und der Kolonialismus*, in: van der Heyden, Ulrich; Zeller, Joachim (Hg.): *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt 2007, S. 19 – 26;

Golly, Nadine, *Koloniale Spuren in Oldenburg*, in: Golly, Nadine / Cohrs, Stephan (Hg.), *Deplatziert! Interventionen postkolonialer Kritik*, Berlin 2008;

Jokinen, Teppo u. a. (Hg.), *Schimmelmann > pp. Hamburg entfernt ein Kolonialdenkmal*, Hamburg 2009 Online-PDF zur Veranstaltungsreihe, in: www.wandsbektransformance.de/PDF_WT/SchimppReader.pdf;
Heyden van der, Ulrich / Zeller, Joachim: *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt 2007.

5 Das »Übersee-Museum« schreibt dazu auf einer Tafel: »Mit dem Ausbau des Küstenverkehrsnetzes schuf der Norddeutsche Lloyd eine wesentliche Grundlage für die koloniale Erschließung Ozeaniens«

(gelesen bei einem Besuch 2008). Der Begriff »Erschließung« ist in diesem Kontext euphemistisch und tradiert eine koloniale Perspektive – die Gewalt der Kolonialisierung wird unsichtbar gemacht.

6 Litzba, Dorothea, *Die Aktion Lüderitzstraße. Erfahrungen einer Initiativbewegung*, in: Hinz, Manfred O., *Namibia. Die Aktualität des kolonialen Verhältnisses. Beiträge aus dem Projekt »Politische Landeskunde Namibias« (= Diskurs. Bremer Beiträge zu Wissenschaft und Gesellschaft 6)*, Bremen 1982, S. 192 – 223.

7 Vgl. u. a. Aikins, Joshua Kwesi (2011): »May Ayim Ufer«, Rede gehalten anlässlich der Feierlichkeiten zur Umbenennung. Online: <http://neu.isdonline.de/rede-may-ayim-ufer-von-joshua-kwesi-aikins/>

8 Vgl. Jokinen (wie Anm. 4).

Wie bebildern wir die Anderen? Wer ist wir? Neun Schwarze und weiße Studierende, die ihre Blickwinkel messen, Bilder erforschen. Hat unsere Haut eine Farbe? Und können wir da mal kurz raus? Eine Performance, in der wir nach unseren Grauzonen suchen, nach nichts außer dem Eigenen und Eigenartigen, dem Fremden und Verfremdeten. Wir wagen, nur für uns zu sprechen. Vielleicht werden wir lügen müssen, ohne das zu wollen. Oder vielleicht schaffen wir es, ab und zu ehrlich zu sein.

Szene 1 >> Vorspann

Akustischer Vorspann: Bewertungen, Resonanzen im Vorhinein
»Ne, also, jetzt weiß ich gar nicht mehr, was ich sagen soll. Dann ist ja jetzt alles Rassismus.«
»Ich fand's richtig gut. Mutig, wirklich.«

Szene 2 >> Positionierung

– Wir können nur für uns sprechen, nicht für die Rassismen der Anderen. Wir versuchen, damit Fremdzuschreibungen und Verallgemeinerungen zu umgehen.
– Wir versuchen dabei, so ehrlich zu sein, wie es geht. Vielleicht werden wir trotzdem manchmal lügen müssen.
– Wir werden Kategorien, Stereotype und verletzende Gedanken erneut aussprechen. Werden erlernte Denkmuster reproduzieren. Dafür bitten wir um Entschuldigung.

Szene 3 >> Zweier-Konstellationen

Zwei Stühle, zwei Menschen, zwei Positionen. Kommen, Zusammentreffen, Weitergehen. Wir beginnen mit der Basis-Situation menschlicher Begegnung: Zwei Menschen treffen aufeinander, projizieren, werten, assoziieren, schätzen ein, haben Blickkontakt. Begegnungen erzeugen Spannungsfelder zwischen den beiden Personen, in der ohne das Sprechen auf beiden Seiten in Sekunden Gefühle und Gedanken aktiviert werden. Der Andere ist für mich jemand und ich setze mich zu ihm in einen Bezug, noch bevor ich zu ihm in Kontakt gehe.

*Diese Beschreibung und Erläuterung der Performance ist eine Interpretation. Sie skizziert nur Grundzüge des Prozesses und wurde von einer Person subjektiv zusammengefasst. Diese Interpretation kann weder für die Wahrnehmung aller Performenden noch für die der Zuschauenden sprechen, sondern nur eine Perspektive darauf anreißen.

>> Audio-Aufnahmen von eigenen Gedanken

Dazu laufen Aufnahmen unserer eigenen Gedanken, Erinnerungen und stereotyper Denkmuster ab. Unsere Stimmen sind zunächst anonym, damit Zuordnungen zwischen Statement und äußerer Erscheinung der Performenden noch verhindert werden. Einzelne dieser Audiospuren werden im Verlauf der Performance immer wieder abgespielt, um direkten Einblick in unsere persönlichen Haltungen und Positionen freizugeben.

Szene 4 >> Label mich – Zuschreibungen. Bitte!

Manuel und Claudia präsentieren sich dem Publikum.
Notieren Sie spontan Eigenschaften + Assoziationen zu den Personen.
Mit gelben Klebezetteln labeln die Zuschauenden anonym die Performenden mit spontan zugeschriebenen Eigenschaften. Dann verlesen und kommentieren die beiden ihre Fremdzuschreibungen, entfernen die Zettel nach und nach von ihren Körpern, schütteln sie ab.

Szene 5 >> Foto-Album

Ein Fotoalbum, schwarzweiß: Hochzeitsfotos, klassisch stereotyp. Typisch weiß, typisch Schwarz, typisch weiblich, typisch männlich. Verfremdungen traditioneller Bilder von Hautfarben und Geschlecht. Alltagssituationen in Park und Aufzug: Rollenverteilungen Schwarzer und weißer, weiblicher und männlicher Menschen, von der es jeweils drei Versionen gibt. Wie sieht es aus, wenn alle jede Rolle einnehmen dürfen?

Szene 6 >> Gedichte an der Grenze

Katharina G. und Katharina M. befinden sich entfernt voneinander im Raum, das Absperrband zwischen ihnen, das das Publikum durchteilt. Mit Gedichtfetzen, die danach suchen, erzeugte Grenzen und erschaffene Getrenntheit zwischen Menschen zu überwinden, bewegen sich die beiden aufeinander zu. Versuche der Nähe, Zerschneiden des Absperrbandes, erneutes voneinander Entfernen.
Können wir hier irgendwo mal kurz auf Augenhöhe sein, dafür in die Knie gehen oder uns auf die Zehenspitzen stellen?
Ich will doch kein Störkörper sein. Habe so viele Grenzen überschritten, um hier sein.
Wer ist wir? Und wer ist ich? Ungeklärt bleibt: Was ist einfach und was muss einfach sein.

WORKSHOP: DISKRIMINIERUNG IN SCHULEN – EIN PROBLEM?

YES-PROJEKT, VERIKOM HAMBURG

SALLY MARY RIEDEL

Szene 7 >> Da, wo ich herkomm'

Ein Dokumentar-Trailer des Nationalparks Eifel, der Herkunftsregion einer Performerin. Naturidylle und wilde Schönheit, ländlich-ursprüngliches Leben wird im Trailer in Szene gesetzt. Ein Gegenstück zum Stereotyp des afrikanischen rot glühenden Sonnenuntergangs mit Elefantenherde und Lokalbevölkerung.

Szene 8 >> Kaffeetisch

Appolinaire und Katharina M. sitzen sich an einem gedeckten Kaffeetisch gegenüber, der in eine komplett weiße und komplett Schwarze Hälfte geteilt ist. Dunkle und helle Kekse, Schokoküsse, Porzellan. Der spontane Smalltalk der beiden lässt alle rassistischen oder unterschiedsbezogenen Aspekte außer Acht. Das Gespräch wird regelmäßig durch Trommelmusik oder klassische Musik unterbrochen, die Performenden wenden sich dem Publikum zu und äußern möglichst ehrliche Gedanken, in denen Rassismen und Stereotype nicht versteckt werden. Die Situation endet mit dem spontanen Durcheinanderbringen der schwarzweißen Tischordnung.

Szene 9 >> Im Spiegel

Caro setzt sich vor einen Spiegel und bringt darauf Fotos ihrer Schwarzen Freunde auf der rechten und ihrer weißen Freunde auf der linken Seite an. Sie fragt nach ihrer eigenen Positioniertheit in diesen Gruppierungen und ändert die getrennte Anordnung der Fotos in eine vermischte um.

Szene 10 >> In Bewegung sein

Eine andere Basis-Situation zwischen Menschen. Mit- und nebeneinander im Raum in Bewegung sein. Anhalten, Bezüge nehmen, sprechen, weitergehen. Jetzt sprechen wir unsere Gedanken und Statements selbst aus (jedoch noch immer untereinander vertauscht). Sich aufeinander zu und aneinander vorbeibewegen. Manuel ruft: Wer hat Angst vorm weißen Mann? Die übrigen Performerinnen und Performer stürzen von der Bühne.

Szene 11 >> Afrika-Talk-Show

Daniel als weißer Talkmaster, stehend, Antoine als Schwarzer Afrikaner, sitzend. Daniel beantwortet alle Publikumsfragen (Was wollten Sie denn schon immer mal über Afrikaner wissen?)

für Antoine. Übertreibung des Für-Andere-Sprechens. Erst durch eine intime Frage an den Talkmaster gerät dieses Verhältnis in die Schiefelage, der Talkmaster setzt sich. Stühle werden hinzustellen, alle Performerinnen und Performer kommen auf die Bühne und der Resonanzraum fürs Publikum wird eröffnet.

NOTIZEN ZUR PERFORMANCE:

■ Die Szenen sind in der Reihenfolge aufgeführt, in der sie performt wurden. Die Chronologie ist nicht ausschlaggebend, die Situationen greifen ineinander und bauen auf den selben Fundus von subjektiven Erfahrungen und auf der Auseinandersetzung mit ihnen in der Gruppe auf.

■ Die Performance ist in einem zweimonatigen Gruppenprozess entstanden, in dem wir uns mit unserer persönlichen Geprägtheit und Betroffenheit von Rassismus und Normalitätsvorstellungen als Schwarze und weiße, deutsche, nicht-deutsche und auch-deutsche Studierende begegnet sind. Unsere eigenen Bilder, Denkmuster und Selbstverständnisse haben wir versucht, als performative Szenen sichtbar zu machen. Ob sich die Zuschauenden darin wiederfinden oder nicht, können wir nicht beurteilen.

■ Wir haben uns entschieden, nur für uns zu sprechen, nur unser Eigenes zu zeigen und über die Anderen zu schweigen. Wir haben die Rassismen unserer Gesellschaft kritisiert und wollten in der Performance über diese dennoch nicht urteilen. Wir wollen damit anfangen, die Mechanismen der Fremdschreibung, auf denen auch Rassismus beruht, zu überwinden. Wir haben versucht, von uns zu reden und nicht von den Anderen.

Performende und Mitwirkende:

Appolinaire Apetor-Koffi, Carolin Falke, Janina Heins, Claudia Stein, Faveur Garusarib, Leo Baumann, Daniel Lohmann, Katharina Greeven, Manuel Tabiou, Katharina Mevissen

Im Rahmen der Tagungsreihe zum AlltagsRassismus »Afrika-Bilder. Zum Afrikadiskurs in deutschen Medien« bekamen wir als Antidiskriminierungstrainerinnen des YES-Projekts von verikom – Verbund für interkulturelle Kommunikation und Bildung e.V. aus Hamburg – die Möglichkeit, einen dreistündigen Workshop anzubieten. Insgesamt 18 Teilnehmende ließen sich auf den Workshop ein. Die Teilnehmenden waren Akteure aus unterschiedlichen schulischen Kontexten, darunter Mitarbeitende der Schulbehörde, Schulleitung und Lehrende, Eltern, Sozialpädagoginnen und -pädagogen sowie Promovierende.

Ziel des Trainings war es, in kurzer Zeit durch die Bearbeitung von Fallsbeispielen Diskriminierung und deren Strukturen im Alltag zu erkennen und zu benennen. Nach der Vorstellung des Projektes und einer Übung zum Kennenlernen reflektierten Kleingruppen unterschiedliche Fallbeispiele aus Alltagssituationen. Diese hatten wir zuvor aus unserer Arbeit mit Schülerinnen und Schülern sowie Studierenden zusammengetragen. In vier von fünf Fallbeispielen¹ erzählen junge Menschen aus Hamburg von ihren Erfahrungen im Kontext Schule. Dabei beschreiben sie sowohl ihr individuelles Verhältnis zu den Lehrenden als auch die strukturellen Mechanismen des Systems Schule. Die Teilnehmenden diskutierten zunächst in den Kleingruppen – unter der Fragestellung »Ist das schon Diskriminierung?«² – über die jeweiligen Beispiele. Anschließend wurden die Einschätzungen im Plenum vorgestellt. Dabei bekam die gesamte Gruppe die Möglichkeit, zu ergänzen und mitzudiskutieren.

DISKRIMINIERUNG ERKENNEN UND BENENNEN

Jedes Individuum bewertet Fallbeispiele, Aussagen etc. zunächst basierend auf der eigenen Sozialisation, vermittelter Werte und Normen, eigener Annahmen und Erfahrungen. Unserer Meinung nach ist die Bereitschaft, Diskriminierung anzunehmen und als solche zu benennen, bei Menschen, die selbst Erfahrungen damit gemacht haben, höher und deren Empathiefähigkeit stärker ausgeprägt. Bei denjenigen, die derartige Situationen nicht erlebt haben, ist zunächst das Bedürfnis nach weiterführenden Informationen größer. Das Zusammentreffen dieser beiden Haltungen ergibt, unserer Erfahrung nach, eine ausgesprochen lebhaft Diskussions- und ein konstruktives

Miteinander. So brachte die heterogene Gruppe im Rahmen dieses Seminars eine große Bereitschaft mit, sich auf die Übungen einzulassen. Zudem gingen die Teilnehmenden sehr wertschätzend und ehrlich miteinander um.

Diskriminierung funktioniert oft über subtile Mechanismen und ist daher schwer greifbar bzw. konkret zu benennen. In der Regel muss jede Situation für sich betrachtet werden. Um Diskriminierungssituationen zu erkennen und sich der jeweiligen Situation angemessen verhalten zu können, ist ein großes Maß an Sensibilität und Offenheit nötig. Andernfalls droht oft eine Verharmlosung offener oder unterschwelliger Diskriminierung sowie eine Viktimisierung; so werden z. B. von Diskriminierung Betroffene selbst für die Situation verantwortlich gemacht.

Das Zusammentreffen unterschiedlicher Akteure ermöglichte es, sich dem vorrangigen Ziel des Workshops zu nähern, die Teilnehmenden hinsichtlich Diskriminierungserfahrungen zu sensibilisieren. Bei vielen waren diese Sensibilität und das Wissen über das Ausmaß individueller und struktureller Diskriminierung in Schule bereits stark ausgeprägt. Für andere hingegen war die Auseinandersetzung mit dem Thema »neu«. Jedoch teilten alle Teilnehmenden das Bedürfnis, sich über Alltagsdiskriminierung, einzelne Fälle, Selbsterfahrungen und Handlungsmöglichkeiten auszutauschen. Im gemeinsamen Gespräch zeigten sich die Schnittstellen von Wissen, das sich die Teilnehmenden während der gesamten Veranstaltungsreihe bereits angeeignet haben: Themen wie Diskriminierung und Rassismus werden weitestgehend tabuisiert. So ist in der Schule Rassismus in der Regel kein Thema, nicht weil er nicht vorkommt, sondern weil nicht darüber gesprochen wird.

Es braucht mehr Raum für den kommunikativen Austausch von Menschen mit Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen, in unterschiedlichen sozialen Kreisen und Gruppenkonstellationen. Lernende und Eltern erleben Situationen, in denen sie sich diskriminiert fühlen bzw. diskriminiert werden. Allerdings wissen sie nicht, an wen sie sich wenden können, um solche Erfahrungen anzusprechen. Lehrende wissen oft nicht, dass sie diskriminieren. Sie sind mit der Heterogenität ihrer Schülerschaft überfordert und zeigen oftmals das Interesse, sich im Kollegium über diese Thematik auszutauschen, um ihre Perspektive zu erweitern. Es fehlt jedoch vielerorts der Rahmen sowie geschultes Personal für eine lösungsorientierte Auseinandersetzung mit dem Thema.

DAS YES-PROJEKT: ARBEIT MIT FALLBEISPIELEN

Im YES-Projekt wurden Studierende mit Migrationshintergrund zu Trainerinnen und Trainern für das Thema Diskriminierung an Schulen ausgebildet. Unser Ziel ist es, die Tabuisierung rund um das Thema aufzubrechen und Strukturen zu schaffen, die eine Sensibilisierung bei den Lehrkräften und der Schulleitung sowie ebenfalls bei der Schülerschaft ermöglichen, und zwar ohne einseitige Schuldzuweisungen oder Konfrontationsstellungen.

Diskriminierung findet aufgrund verschiedener Merkmale (z. B. ethnische Herkunft, Religion, Weltanschauung, sexuelle Identität, Alter, Behinderung, Geschlecht) und auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen statt. Massiv, so die wissenschaftlichen Erkenntnisse, wirken sich die Haltungen von Lehrenden sowie strukturelle Benachteiligungen durch das mehrgliedrige Schulsystem auf den schulischen Werdegang vor allem von Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund und/oder bildungsfernem Elternhaus aus. Eines der Fallbeispiele, welches im Workshop bearbeitet wurde, war das von der 15-jährigen, in Deutschland geborenen Schülerin Hülya:

»In der Schule hat kaum einer Erwartungen an mich. Meine Lehrerin ist eigentlich ganz nett. Als ich im Berufsinformationszentrum den Ordner für den Beruf der Ärztin ausgewählt habe, reichte sie mir den Ordner für »Arzthelferinnen«. Sie sagt der Beruf als Ärztin sei unrealistisch für mich, meine Eltern können mich finanziell und schulisch nicht unterstützen, zudem sprechen wir ja auch eine andere Sprache daheim. Sie möchte mich warnen, sie sagte, die gymnasiale Oberstufe und alles weitere würde mich nur überfordern und unglücklich machen.«

Das Fallbeispiel spiegelt Faktoren wider, die den Bildungserfolg von Lernenden mit Migrationshintergrund beeinflussen:

■ **Niedrige Erwartungshaltung (Low Expectation):** Leistungserwartungen der Lehrenden können zu einer »sich selbst erfüllenden Prophezeiung« werden: Höhere Leistungserwartungen der Lehrenden steigern nachweislich die intellektuelle Leistungsfähigkeit von Lernenden; niedrige Leistungserwartungen senken sie. Dabei richten Lehrende häufig höhere Leistungserwartungen an Schülerinnen und Schülern, die derselben

sozialen oder ethnischen Gruppe angehören, d. h. einen ähnlichen sozioökonomischen Status, einen vergleichbaren kulturellen Hintergrund oder dieselbe ethnische Zugehörigkeit wie sie selbst haben.³

■ **Schulempfehlung:** Derartige Annahmen einiger Lehrender über die künftige schulische Entwicklung ihrer Schülerinnen und Schüler beziehen sich hier nicht allein auf deren bisherige Leistungen, sondern ebenfalls auf die Einschätzungen des Lehrpersonals, inwieweit die Eltern die schulische Entwicklung ihrer Kinder unterstützen. Dabei werten sie einen Migrationshintergrund, ein bildungsfernes Elternhaus und eine größere Anzahl von Geschwistern als vermeintlichen Indikator dafür, dass das elterliche Unterstützungspotenzial für den Besuch einer anspruchsvolleren Sekundarschule unzureichend sei⁴. Zudem stellt auf der Ebene der institutionellen Diskriminierung die Sprache, welche oft mit kognitiven Fähigkeiten gleichgesetzt wird, ein vermeintlich entscheidendes Bewertungskriterium dar. Unzureichende Sprachkenntnisse können oft zu falschen Rückschlüssen über das Potential oder die Motivation von Lernenden, in deren Elternhaus kein Deutsch gesprochen wird, führen und damit zu einer Platzierung in einer Schulform, deren Anforderungen unterhalb der persönlichen Möglichkeiten liegen⁵.

KONTROVERSE SITUATIONSANALYSE

Hülyas Fall ist eines der Beispiele, die von den Teilnehmenden unterschiedlich bewertet wurden. Während einige mehr Informationen erfragten – wie z. B. Hülyas Notenstand –, um die Situation einstuft zu können, war es unter anderem für die Eltern und Teilnehmenden mit Migrationshintergrund eindeutig, dass es sich hier um diskriminierendes Handeln seitens der Lehrerin handelt. Dank eigener Erfahrungen war jedoch beiden Gruppierungen klar, dass im deutschen Schulsystem systematisch nach sozialer und/oder ethnischer Herkunft selektiert wird. Im YES-Projekt erhielten mehrere der Trainerinnen und Trainer, von denen bereits einige das Studium mit 1,0 oder ähnlich gutem Notendurchschnitt abgeschlossen haben, zum Ende der Grundschule hin eine Empfehlung für die Hauptschule.

Hülya beschreibt ihre Lehrerin als »ganz nett« und ihre Aussagen sind sicherlich wohlwollend gemeint. Das Verhalten der

Lehrerin aber ist verletzend und hinterlässt Narben sowie Niedergeschlagenheit und Selbstzweifel, mit welchen Hülya im Alter von 15 Jahren stark zu kämpfen hatte. Hülya konnte ihr Studium erst über den zweiten Bildungsweg aufnehmen.

Lehrende diskriminieren oft nicht bewusst; jedoch erfordert es eine besondere Qualität, es nicht zu tun. Guter Wille allein reicht nicht aus; Wissen und Erfahrung sind erforderlich. Wer nicht weiß, wie das *code-switching* zwischen der Erst- und der Zweitsprache in Bezug auf die Gesamt-Sprachkompetenz einzuordnen ist oder wer nicht die Erfahrung gemacht hat, dass das Tragen eines Kopftuches eine selbstbestimmte Entscheidung sein kann, läuft Gefahr, Handlungen fehlzuinterpretieren und Entscheidungen zu treffen, die der Situation unangemessen sind. Wissen über die vielfältigen Umstände von Migration ermöglicht eine sensible Kommunikation auf Augenhöhe zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, erfordert jedoch auch, die Funktionsweisen von Ein- und Ausgrenzung sowie von Machtverhältnissen zu erkennen. Der Umgang mit Differenz und Vielfalt als Schlüsselqualifikation im Rahmen der Aus- und Fortbildung von Lehrenden ist noch immer nicht selbstverständlich. Diese Qualifikationen müssen unserer Meinung nach Voraussetzung sein und/oder institutionalisiert werden. Denn nur über diesen Weg können Schülerinnen wie Hülya von Lehrenden bewusst Bildungsmöglichkeiten aufgezeigt werden und eine Annäherung an Voraussetzungen für Chancengleichheit geschaffen werden.

WAS AKTEURE IM FELD SCHULE TUN KÖNNEN

Leider kam im Workshop die Auseinandersetzung mit möglichen Handlungsstrategien gegen Diskriminierung in Schulen zu kurz. Einige Teilnehmende hätten sich vor allem deutlichere Handlungs- und Lösungsstrategien gewünscht. Dafür, wie zukünftig gegen subtile und komplexe Diskriminierungsstrukturen im System Schule vorgegangen und damit Diskriminierung verhindert werden kann, gibt es jedoch kein Patentrezept. Wir möchten im Folgenden Ansätze zur Annäherung an die Problematik nennen, in der Hoffnung, offene Fragen zu klären.

■ Ein gemeinsames Nachdenken aller Agierenden auf Augenhöhe, um Lösungsstrategien zu entwickeln, wie institutionelle Strukturen in Schule verändert werden können.

■ Ein Beschwerdemanagement in Form einer autonomen Anlaufstelle, in der Lernende, die unter Diskriminierung leiden, vertrauensvoll über ihre Sorgen sprechen können und bei der Suche nach Handlungsmöglichkeiten Unterstützung erhalten.

■ Schulungen für Lehrende, Schülerschaft und weitere Akteure, bei denen Diskriminierung thematisiert, für ihre Erscheinungsformen und Auswirkungen sensibilisiert und Handlungsstrategien gemeinsam erarbeitet werden.

1 Eines der Fallbeispiele wählten wir aus dem Buch: Liebscher, Doris / Fritzsche, Heike, Antidiskriminierungspädagogik. Konzepte und Methoden für die Bildungsarbeit mit Jugendlichen, Wiesbaden 2010. Arbeitsblatt 9, Fall 4.

2 Weitere Fragen lauteten: *Um was für eine Art Diskriminierung handelt es sich? Wie würden Sie die Situation einschätzen? Welche ergänzenden Informationen bräuchten Sie ggf., um die Situation zu beurteilen?*

3 Vgl. Rosenthal, Robert / Jacobson, Leonore, *Pygmalion in the Classroom: Teacher Expectation and Pupils' Intellectual Development*, New York 1968;

Hauser-Cram, Penny / Sirin, Selcuk R. / Stipek, Deborah J., *When teachers' and parents' values differ: Teachers' ratings of academic competence in children from low-income families*, in: Journal of Educational Psychology, no. 95, 2003, S. 813 – 820;

Neal, La Vonne / McCray, Audrey D. / Webb-Johnson, Gwendolyn C. / Bridgest, Scott T., *The Effects of African American movement styles on teachers' perceptions and reactions*, in: The Journal of Special Education, no. 37 (1), 2003, S. 49 – 57.

4 Vgl. Gomolla, Mechthild / Radtke, Frank-Olaf, *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*, Opladen 1. Aufl. 2002 (3. Aufl. Wiesbaden 2009);

Allemann-Ghionda, Christina / Terhart, Ewald (Hg.), *Kompetenzen und Kompetenzentwicklung von Lehrerinnen und Lehrern: Ausbildung und Beruf*, Weinheim / Basel 2006.

5 Vgl. Gomolla / Radtke (wie Anm. 4).

ZUM SCHLUSS



»DARF ICH DAS DENN SAGEN? – ICH WILL JA NICHT RASSISTISCH RÜBERKOMMEN.« EINE DEBATTE ÜBER *POLITICAL CORRECTNESS* UND DAS SPRECHEN ÜBER »ANDERE«

ELISABETH DULKO

PROBLEMATIK

Eine Unzahl latenter Rassismen begleitet uns durch unser Alltagsleben. AlltagsRassismen bleiben uns häufig verborgen. Das heißt nicht gleich, dass wir rassistisch sind.

Die Tagung »AfrikaBilder. Zum Afrikadiskurs in deutschen Medien« ist versteckten Diskursmechanismen auf die Spur gegangen. Vielseitige Vorträge afrikanischer und deutscher Referentinnen und Referenten beleuchteten die öffentliche Darstellung Afrikas, seiner Geschichte und seiner Menschen, in deutschen Medien. Betrachtet wurden Film, Fotografie, Journalismus, Museum, Literatur, Kinder- und Schulbücher. Workshops am letzten Tagungstag zu *Critical Whiteness*, zu interkultureller Verständigung sowie zu Diskriminierung an Schulen rundeten die Vortragsreihe ab. Ziel der Tagung war es zu verdeutlichen, inwiefern und in welcher Form Medien mit ihren Bildern Scheinwahrheiten über den afrikanischen Kontinent, insbesondere über afrikanische Länder südlich der Sahara sowie deren Bevölkerung in die Öffentlichkeit tragen und aus welchem Grund sich solche diskursiven Strukturen in unserer Gesellschaft so lange als »Wahrheiten« halten können. In den an die Vorträge anschließenden (Podiums-)Diskussionen fragten sich Tagungsteilnehmende immer wieder: »Wie gehe ich sprachlich mit solch einem sensiblen Thema um, vor allem in Anwesenheit afrikanischer Menschen? Wie spreche ich nun als Europäerin oder Europäer – im Bewusstsein der gemeinsamen, extrem vorbelasteten Vergangenheit Europas und Afrikas und der damit verbundenen Machthierarchien – politisch und wissenschaftlich korrekt über afrikanische Menschen. Wie benenne ich Menschen, die in der Gesellschaft aufgrund körperlicher Merkmale als andersartig/fremd »abgestempelt« und aus diesem Grund rassistisch diskriminiert werden? Welche Sprache gebrauche ich, ohne denselben Fehler zu machen, ihnen Fremdheit aufgrund von Differenz zuzuschreiben? Darf ich Schwarzer überhaupt sagen? Mit welchem Begriff mache ich deutlich, dass es sich bei Schwarz/weiß im Kontext von Hautfarbe um ein Endprodukt subjektiver Verarbeitungsprozesse handelt?¹ Was darf ich sagen, sowohl auf wissenschaftlicher als auch auf privater Ebene, um niemanden zu verletzen?« Fragen, die bis ins Unendliche im Kopf weitergesponnen wurden – auch nach Abschluss der Tagung. Sie lösten meines Erachtens eine gewisse Befangenheit und Hilflosigkeit, nicht nur

in der Tagungsrunde, aus. Ich behaupte, dass – wenn ich von meiner persönlichen Erfahrung ausgehe – alle, die sich mit dem Thema auseinandersetzen, früher oder später zwangsläufig auf jene Problematik der »Wortlosigkeit« stoßen: Man weiß um die Kolonialvergangenheit und ihre Diskursmechanismen, aber gleichzeitig auch um unsere Sprache, in der sich Kolonialstrukturen manifestiert haben und weiterhin ausdrücken. Im Folgenden möchte ich eine Debatte über den »richtigen« sprachlichen Umgang sowohl in der Wissenschaft als auch in zwischenmenschlichen kommunikativen Prozessen einleiten. Die Dichotomie Schwarz/weiß im Kontext von Hautfarbe soll dabei im Fokus stehen. Anhand von sechs Fallbeispielen aus dem Tagungsalltag möchte ich empfundene Hürden beim Sprechen über den »Anderen« veranschaulichen. Es handelt sich hierbei um Problematiken, die auch mich persönlich während der Tagung beschäftigt haben bzw. noch immer beschäftigen. In den Fallbeispielen möchte ich zum einen die auf der Tagung auffallend häufig diskutierten bezeichnenden Termini in ihrem Entstehungskontext und ihren Konnotationen betrachten, um auf diese Weise ihnen inhärente rassistische Bedeutungsnuancen, die evtl. noch unbemerkt blieben, aufzuspüren. Zum anderen und ergänzend dazu werde ich angesprochene Situationen hinzuziehen, die sich auf den interkulturellen, kommunikativen Umgang beziehen und von Tagungsteilnehmenden ebenfalls als Hürden empfunden wurden. Bei der Betrachtung der Fallbeispiele möchte ich mit Hilfe von Anke Poenickes Broschüre »Afrika realistisch darstellen. Diskussionen und Alternativen zur gängigen Praxis – Schwerpunkt Schulbücher« (2003)² ein besseres Verständnis für unterschwellige Rassismen schaffen. Die Broschüre eignet sich aus dem Grund gut, da sie einen Überblick über afrikanische Geschichte gibt und brauchbare Informationen zur Entstehungshistorie vieler Termini, aufkommend im Zeitalter des Imperialismus, liefert. In Anknüpfung an die Beispiele werde ich Lösungswege für den sprachlichen Umgang in Wissenschaft sowie zwischenmenschlichen Prozessen aufzeigen. Dabei möchte ich die strikten Linien der *political correctness*, wie sie Anke Poenicke in der Tendenz einschlägt, kritisch diskutieren.

TAGUNGSERGEBNISSE UND EMPFUNDENE HÜRDEN

Was genau haben wir aus der Tagungsreihe mitgenommen und was hat uns vor Schwierigkeiten gestellt?

Unsere Wahrnehmung von der Welt ist bedingt durch jeweils individuelle, familiäre, gesellschaftliche, kulturelle etc. Sozialisation. Davon beeinflusst, nehmen wir unsere Umgebung und unsere Mitmenschen auf unterschiedliche Art wahr. Gesellschaft bringt Diskurse hervor, in denen wir uns alle zwangsläufig durch unser Handeln und Denken bewegen. So haben wir gewisse Bilder über unser Umfeld und den ›Anderen‹ im Kopf, ohne wirklich etwas darüber zu wissen. In einer vernetzten Gesellschaft, die sich durch ein hohes Maß an Mobilität unterschiedlicher Formen sowie eine große kulturelle Vielfalt – und damit sind nicht nur Kulturen im nationalen Sinne, sondern auch Subkulturen innerhalb von Gesellschaften gemeint – auszeichnet, existieren auch Konzepte von Differenz sowie Konstruktionen von Andersartigkeit und Fremdheit.³ Letztere sind Entwürfe menschlicher Wahrnehmungsprozesse. Auf der Ebene des Nationalen, das irrtümlicherweise als ›Kulturelles‹ bezeichnet wird, spielt vor diesem Hintergrund der Aspekt von der als andersartig wahrgenommenen Haut(›farbe‹) bzw. der von der gesetzten Norm abweichenden physischen Erscheinung eine gewichtige Rolle. Schriften der Frühen Neuzeit belegen, dass Fremdzuschreibungen dieser Art bereits Anfang des 16. Jahrhunderts Einzug in den Diskurs deutscher Gesellschaften fanden. Diese Zuschreibungen wurden über die Jahrhunderte als proklamierte Wahrheiten weiter getragen und im Zeitalter der Aufklärung und Kolonialisierung zu Gunsten des Eigenen instrumentalisiert. So dienten koloniale Diskurse sowie Begriffe, die im Zuge der Imperialherrschaft entstanden, als Mittel, Machtverhältnisse gegenüber Minderheiten auf vermeintlich legitime Weise zu stärken (vgl. Vortrag von Dr. Aissatou Bobba, »Afrika in deutschen Schriften der Frühen Neuzeit am Beispiel von ›Die Merfart‹ von Balthasar Sprenger«).

AlltagsRassismen bleiben häufig unbemerkt, weil sie uns quasi durch gesellschaftliche Sozialisation mit auf den Weg gegeben sind. Dies fängt schon im frühen Kindesalter an, bei Astrid Lindgrens »Pippi Langstrumpf und der Negerkönig«⁴ oder der Geschichte vom »kleinen Mohren«, und begleitet uns bis ins Erwachsenenalter durch mediale Formen wie Fernsehen, Fotografie, Museum, Literatur etc.: So spielen wir als Kinder

»Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann«, singen »Zehn kleine Negerlein«, essen »Neger-Küsse« oder »Mohren-Köpfe« und lachen über den »Quotenschwarzen«, dem in den seltensten Fällen die Heldenrolle zukommt. Auffällig ist ebenfalls, dass beispielsweise in Redewendungen das Adjektiv *schwarz* überwiegend mit dem Attribut *schlecht* gekoppelt ist: So hat man beim »Schwarzen Schaf« nicht allein das Bild eines Schwarzen Tieres, sondern beispielsweise das Bild des vorlauten Bengels im Kopf, dem zugeschrieben wird, er sprengt mit seinem unangebrachten Verhalten alle Familienfeste.

Allgemein wird bei Fremdheitsentwürfen Differenz markiert. Je nach vorherrschender gesellschaftlicher Ordnung kann in sozialen Prozessen jenen Differenz-Wahrnehmungen, wie hier ›andere‹ Haut›farbe‹, Bedeutung und zudem Wahrheitsgehalt beigemessen und der Fremdheitsdiskurs folglich im Dienste des Eigenen funktionalisiert werden. Insbesondere in diesem speziellen Fall kann es in sozialen Dynamiken zur ›Leichtigkeit‹ werden, Diskriminierung und Rassismus von ›offensichtlich Andersartigem‹ durchweg legitim erscheinen zu lassen. Dass solch machtvolle Exklusionsmechanismen am Werk sein können, haben uns die zahlreichen Vorträge und Diskussionen während der Tagung vor Augen geführt.

Es ist nun dringlich, sich unserer heutigen Zeit zuzuwenden mit Blickpunkt auf das, was uns im Laufe der gesamten Tagung durchgängig beschäftigt und persönliche Unsicherheit für den alltäglichen Sprachgebrauch gestiftet hat: Wie viel vom kolonialen Diskurs in unserer Sprache ist uns verborgen geblieben – Was darf ich denn jetzt sagen, um nicht ›als Rassistin rüberzukommen‹?

Im Folgenden möchte ich die Fallbeispiele aufführen und diskutieren, die als Hürden für weitere gelingende Kommunikation zwischen Menschen aus Afrika und Europa empfunden wurden. Die Beispiele sind in zwei Kategorien unterteilt: 1) Die sich explizit in der Sprache äußernden ›Hürden‹, gegenwärtig verwendete Bezeichnungen und Termini, die zum Teil im Zuge des Imperialismus entwickelt und instrumentalisiert wurden, deren negative, latent oder manifest rassistische Bedeutungen allerdings bis heute nicht gänzlich von der Gesellschaft als solche erkannt wurden. 2) Allgemein kommunikative ›Hürden‹, die sich ebenfalls über das Medium Sprache äußern, allerdings nicht explizit, sondern im Akt des Handelns.

EMPFUNDENE HÜRDEN AUF EBENE DES EXPLIZITEN, BEGRIFFLICHEN

Beginnen wir einfach bei uns selbst. Ich behaupte, wir alle, die in Deutschland sozialisiert wurden, kennen aus der Schulzeit bestimmt noch den *hautfarbenen* Stift, von dem wir sehr begeistert waren, weil die Körper unserer ausgemalten Männchen nicht mehr menschenunwirklich gelb sein mussten.⁵ Angesichts der Begriffszusammensetzung *haut-farben* kann man erst einmal in Frage stellen, ob unsere Haut überhaupt eine *Farbe* hat. Vor allem aber muss man sich vor Augen führen, welche implizite Norm sich in diesem hellbeigefarbenem Stift manifestiert hat – nämlich die von der *weißen* Haut. Fragen wie »Was ist die Norm und wer setzt sie bzw. durch wen hat sich die Bezeichnung *hautfarben* für diesen Buntstiftton durchgesetzt?«, kommen dabei womöglich auf. Beim Hören des Begriffs entsteht bei mir das geistige Bild von einem Männchen, das ich als Kind in meinen Block gemalt hatte – eine präzise Erinnerung, die ich an meine Schulzeit habe – und mein Männchen war nicht dunkel, sondern hell. Lassen wir den Buntstift auf uns wirken und kommen wir zu unseren Fallbeispielen⁶.

>> Fallbeispiel 1

»Was, ich darf *Afrikaner* nicht sagen?«

Der Bezeichnung *Afrikaner* wurde in den Diskussionen besonderer Platz eingeräumt. Der im ersten Moment neutral erscheinende Begriff sorgte schon zu Anfang der Tagung für Unsicherheit. Die Konnotationen oder Bilder, die in seinem Gebrauch mitschwingen, variieren meines Erachtens je nach Kontext. Bezeichnet man allgemein die in Afrika lebende Bevölkerung, so ist der Begriff durchaus angebracht. In diesem Fall wird er im Plural verwendet. Gleichzeitig sollte man die große Vielfalt der 53 Länder des afrikanischen Kontinents im Hinterkopf behalten und notwendigerweise in einem konkreten Sachverhalt begrifflich differenzieren, um Verallgemeinerungen zu vermeiden. Angesichts dessen, dass es sich bei Afrika um einen Kontinent handelt, über den viele Menschen sehr wenig wissen, neigen viele dazu, Schwarze Menschen pauschal als *Afrikaner* ›abzustempeln‹. Der Gebrauch des Begriffs erfolgt in diesem Fall im Singular, was verheerende Auswirkungen hat.

Abgesehen davon, dass man der Person Zugehörigkeit zuschreibt, obwohl man ihren Geburtsort nicht kennt – sie könnte genauso gut aus den Vereinigten Staaten von Amerika kommen oder aber in Europa geboren und z. B. deutscher Staatsangehörigkeit sein – besteht die Gefahr, dass man der Person, und damit eingeschlossen den in Afrika gebürtigen Menschen, Homogenität unterstellt. Damit wird dem Menschen und seiner nationalen und kulturellen Lebensweise Individualität und soziale, gesellschaftliche und politische Autonomie abgesprochen. Wir gebrauchen doch auch nicht im Deutschen den Begriff *Europäer*, wenn wir eigentlich einen Norweger, Franzosen oder Deutschen meinen. Also weshalb dann der homogene Begriff *Afrikaner*, wenn es sich eigentlich um einen Togolesen, Kameruner oder Ghanaer handelt? Bei der Verwendung des Begriffs *Afrikaner* besteht, auf jenem Sachverhalt aufbauend, die Gefahr einer stereotypisierenden Darstellung der Menschen Afrikas. Diese Darstellung begünstigt die Entfaltung und Verbreitung von Klischees und es können Bilder entstehen wie: »Der *Afrikaner*, der arm ist und noch nie ein Hochhaus gesehen hat«. Sie können im schlimmsten Fall Allgemeingültigkeit erhalten und als ›Wahrheiten‹ weiter getragen werden.

>> Fallbeispiel 2

»*Mulatte* ist doch nicht rassistisch, oder?«
»Darf ich *Schwarzer* dann überhaupt sagen?«

Die Begriffe *Mulatte* und *Schwarzer* werden in diesem Fallbeispiel zusammengefasst. Mit Hilfe von Anke Poenickes etymologischen Ausführungen möchte ich als erstes die Entstehungsgeschichte dieser Termini beleuchten.

Das Wort *Mulatte* trat erstmals um 1600 im deutschen Sprachgebrauch auf und wurde im Zuge des Kolonialismus offizieller Bestandteil der Lexikologie des Deutschen. Zur Bezeichnung *Mulatte* leitet Poenicke (2003: S. 19) wie folgt ein:

Sie leitet sich her aus dem spanisch-portugiesischen ›mulato‹ von ›mulo‹: ›Maulesel‹, ›Maultier‹. In Anlehnung an die Semantik des Wortes ›Maulesel‹, der durch eine Kreuzung von Pferd und Esel entsteht und nicht fortpflanzungsfähig ist (!), bezeichnet ›Mulatte‹ einen Menschen mit einem ›weißen‹ und einem ›schwarzen‹ Elternteil.

Aus dieser Erklärung wird einerseits deutlich, dass es sich um einen Begriff handelt, der der Tierwelt entlehnt auf Menschen übertragen wurde und aus diesem Grund abwertende Konnotation enthält. Andererseits schließt er in seine Bedeutung die in der Zeit des Kolonialismus gängige Fehlannahme ein, dass die Menschheit in ›Rassen‹ unterteilt werden könne. Zu jener Zeit wurde er mit der Absicht eingeführt, Partnerschaften zwischen Schwarzen und Weißen zu verurteilen. In der heutigen Zeit findet der Begriff *Mulatte* mit einem falschen Neutralitätsanspruch selbst in der wissenschaftlichen Literatur Gebrauch. So wird er verwendet, um bestimmte Äußerlichkeiten einer Person zu bezeichnen, die nicht nur weiße, sondern auch Schwarze Vorfahren hat (vgl. a. a. O.: S. 19f.). Dass es sich bei *Mulatte* um eine Bezeichnung handelt, die aus subjektiven Verarbeitungsprozessen – der Wahrnehmung einer von der Norm abweichenden Hautfarbe – resultiert und die aus diesem Grund im Wesen rassistisch ist, ist meines Erachtens vielen Menschen nicht bekannt.

Wie verhält es sich hingegen bei dem Wort *Schwarzer*? In diesem Kontext zitiert Poenicke (a. a. O.: S. 20) den Beitrag von Susan Arndt, die zusammenfasst:

Weltweit hat sich Black als eigenbestimmte Bezeichnung durchgesetzt. Der Begriff rekurriert zwar auch auf die Farbe. Semantisch bezieht er sich aber nicht auf die Hautfarbe, sondern darauf, dass Menschen im Kontext von Rassismus und Sozialisation zu Schwarzen gemacht werden.

Um die Ebene der Zuschreibung durch soziale Prozesse zu markieren, wird der Begriff, wie auch der englische Analogiebegriff *Black*, nicht nur in seiner nominalen, sondern auch in der adjektivischen Bedeutung mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben.

Für die Verwendung des Begriffs im Deutschen fügt Susan Arndt hinzu:

Für den deutschen Kontext hat die Initiative Schwarzer Deutscher und Schwarzer in Deutschland (ISD) ›Schwarze Deutsche‹ und ›afrodeutsch‹ als Alternative angeboten. (Poenicke 2003: S. 20)⁷

>> Fallbeispiel 3

»Aber mir hat ein Senegalese gesagt, dass sie sich als zu einem *Stamm* zugehörig bezeichnen. Was ist dann falsch an dem Begriff *Stämme*?«

Der Begriff *Stamm* oder *Stämme*, im Zusammenhang mit Afrika meist im Sinne von ›kulturellen‹, gesellschaftlichen Bevölkerungsgruppen verwendet, wurde während einer Podiumsdiskussion rege debattiert. Unglücklicherweise kam man aus zeitlichen Gründen zu keinem Konsens darüber, was an dem Gebrauch des Wortes in diesem Kontext bedenklich ist. Aus diesem Grund möchte ich mich nun ausführlicher mit der Konnotation des Begriffs befassen. Vor allem wenn man den entstehungshistorischen Kontext des Begriffs *Stamm* nicht kennt, ist es meines Erachtens im ersten Moment schwierig, den Gehalt der obigen Äußerung einzuschätzen, zumal man auf die Selbstbezeichnung des senegalesischen Wortsprechers, auf den im Kommentar verwiesen wird, vertrauen möchte. Zum Gebrauch des Wortes *Stamm*, bezogen auf Bevölkerungsgruppen, schreibt Anke Poenicke:

Der Begriff ›Stamm‹ wird außerhalb von vor- und frühgeschichtlichen Kontexten nicht mehr verwendet und taucht, ähnlich wie bei ›Rassismus‹, nur noch in Form des Negativbegriffs ›Tribalismus‹ auf. (a. a. O.: S. 31)

Diese Entwicklung im Sprachgebrauch trifft jedoch nicht auf Afrika zu (vgl. ebd.), wie Poenickes Analyseergebnisse untersucher deutscher Schulbücher zeigen. Für die genaue Bedeutungserfassung des Begriffs *Stamm* zieht Poenicke das Beispiel vom verbreiteten Bild ›wilder Germanenstämme‹, denen Barbarei und Unzivilisiertheit zugeschrieben wurde, heran. Angesichts dessen suggeriert die Bezeichnung *Stämme* Wildheit und Primitivität afrikanischer Bevölkerungsgruppen. Sie ist somit negativ konnotiert (vgl. a. a. O.: S. 32). Poenicke erläutert in diesem Zusammenhang:

[Der Begriff...] diente der Abgrenzung von Gesellschaftsformen in Afrika zu solchen in (dem jeweils zeitgenössischen) Europa. Er folgt dem Konzept des Evolutionismus, nach dem der Stamm als ›natürlich‹ gewachsene Einheit ganz unten auf einer vermeintlich vorgezeichneten menschlichen Entwicklungsskala steht. (a. a. O.: S. 32f.)

Es handelt sich demnach um einen Begriff, der von Imperialstaaten konstruiert, im Zuge dessen institutionalisiert und in dieser Form auf andere Gesellschaften angewandt wurde, um den ›Anderen‹ abzuwerten, sich selbst durch Abgrenzung von diesem aufzuwerten und auf diese Weise Macht gegenüber afrikanischen Bevölkerungsgruppen zu legitimieren und zu sichern.

Abgesehen davon, ist der Gebrauch des Begriffs *Stamm*, der im Kontext der vielfältigen, nicht abgrenzbaren afrikanischen Gesellschaftsformen willkürlich und homogenisierend erfolgt(e), schlichtweg inhaltlich unzutreffend (vgl. a. a. O.: S. 33). Zu diesem Sachverhalt schreibt Poenicke: »Eigenbezeichnungen nehmen oft Bezug auf den Siedlungsraum oder einen Herrscher; sie definieren also keine fest zusammengefügte Gruppe« (ebd.). Durch die Verwendung des Begriffs wurden zur Kolonialzeit bzw. werden weiterhin strukturelle Zusammenhänge afrikanischer Gesellschaften missachtet. Man bedenke, dass die Grenzlinien, die den afrikanischen Kontinent im Zuge des Imperialismus in ihre 53 Länder teilten, bis heute bestehen. Der Begriff *Stamm* verfälscht folglich nur die Wirklichkeit des afrikanischen Lebens damals und heute (vgl. ebd.). Poenicke benennt die Zuschreibung afrikanischer Bevölkerungsgruppen zu ›Stämmen‹ zur Zeit des Imperialismus als »Projektion europäischer Nationalvorstellungen aus dem 19. Jahrhundert auf nichteuropäische Strukturen« (a. a. O.: S. 36). Für den diskutierten Begriff gibt sie die Alternativen *Gesellschaft* oder *Bevölkerungsgruppe*, die allerdings nur Verwendung finden sollen, wenn die Nennung eines Überbegriffs wirklich nötig ist (vgl. a. a. O.: S. 33). Dies ist allerdings vermeidbar, indem man wie in europäischen Gesellschaften sagt: »Ministerpräsident Stoiber ist Bayer, Präsident Obasanjo ist Yoruba« (ebd.).

Man kann nur Mutmaßungen anstellen, wie es zu der obigen Eigenbezeichnung »einem Stamm zugehörig« gekommen ist. Zum einen ist es nicht abwegig, dass es sich dabei um eine Fremdzuschreibung handelt, die sich im Laufe der Zeit zu einer Selbstzuschreibung entwickelt hat. Zum anderen kann es sich bei dem Begriff um eine national oder regional bedingte Selbstbezeichnung handeln, die möglicherweise aus der präkolonialen Zeit erhalten geblieben ist, die allerdings aus oben angeführten Gründen keineswegs auf andere Länder Afrikas pauschal übertragen werden darf.

EMPFUNDENE HÜRDEN AUF DER EBENE DES KOMMUNIKATIVEN, SITUATIVEN HANDELNS

Vorerst sollten wir uns selbst fragen, was womöglich in unseren Köpfen stattfindet, wenn wir in kommunikativen Prozessen afrikanischen Menschen gegenüber treten. Indem wir hingucken, nehmen wir automatisch Differenz wahr. Wir sprechen sie womöglich oft nicht explizit aus, aus Höflichkeit oder weil wir nicht unnötig problematisieren wollen und in der Regel das Ziel einer gelingenden Konversation verfolgen. Der interkulturelle Kaffeepausch, der im Rahmen der Performance »Schwarz/weiß. Eigenartig/fremd.« aufgeführt wurde, ist ein schönes Beispiel, sich derartige gedankliche Abfolgen im kommunikativen Handeln zu vergegenwärtigen. Die Szene zeigt, welche Stereotype wir über den ›Anderen‹ im Kopf hervorholen, wenn wir Differenz unseres Gegenübers wahrnehmen. In der Performance sprechen die jeweiligen Darstellenden ihre mentalen Bilder laut und ehrlich für das Publikum aus. Vor der/dem jeweiligen Gesprächspartnerin/-partner verstummen sie allerdings in dieser Hinsicht. »Wir haben uns entschieden, nur für uns zu sprechen, nur unser Eigenes zu zeigen und über die ›Anderen‹ zu schweigen« (vgl. Katharina Mevissen über die Performance). In meinen Augen eine Inszenierung, die den offensiven Umgang mit eigenen Rassismen darstellt – denn diese werden von den Performenden in einer kritischen Selbstbetrachtung aufgespürt.⁸

In sozialen kommunikativen Prozessen lassen wir ebenfalls die nonverbale, prosodische oder die Handlungsebene sprechen. Sie lässt Bilder durchscheinen, die wir über den ›Anderen‹ haben, die wir jedoch möglicherweise selbst nicht als solche erkennen. So kann auch das Nonverbale Hürden bei der Begegnung afrikanischer und europäischer Gesprächspartnerinnen und -partner darstellen. Mit den folgenden Fallbeispielen möchte ich jene Problematik konkretisieren.

>> Fallbeispiel 4

»Das ist doch nicht rassistisch, wenn ich frage, woher die Person kommt. Ich möchte doch nur ein Gespräch initiieren.«

Man meint es gut, denn man möchte *nur* ein Gespräch initiieren. Dieser Diskussionsbeitrag wurde ebenfalls ausgiebig

diskutiert, ohne dass man zu einer klaren Antwort kam. Ich möchte die Problematik deshalb ausführen und von zwei Seiten beleuchten. Natürlich nehmen wir im Gespräch die Differenz des ›Anderen‹ wahr, auch wenn wir ihr keine von Grund auf negative Bedeutung beimessen. Allerdings birgt die Frage nach der Herkunft als erster Kommentar und noch dazu von einem *Weißem* eine Gefahr, weil sie folgenden impliziten Beitrag enthält: »Mir ist aufgefallen, dass du anders bist, deshalb frage ich dich nach deiner Herkunft«. Es ist möglich, dass wir uns wirklich für unser Gegenüber interessieren – was allerdings durch den Vorwand der Aufrechterhaltung des Gesprächs fraglich erscheint. In den meisten Fällen haben wir also ein bestimmtes Bild im Kopf, das wir nicht aussprechen, dafür aber, wie in diesem Beispiel, implizit äußern. So neigen wir z. B. dazu, von äußerlichen Merkmalen pauschalisierend auf die Herkunft der Person zu schließen. Womöglich erwarten wir bei unserer Frage gar nicht erst die Antwort »Ich komme aus Kamerun, Togo etc.«. Die Hürde in diesem Fallbeispiel stellt also das uns nicht immer Bewusste sowie das sich im kommunikativen Handeln unterschwellig Äußernde dar.

Auch wenn wir nicht das obige Bild vor unserem geistigen Auge haben, so könnte die Frage nach der Herkunft trotz alledem missverstanden werden, denn es ist dringlich, sich für diesen Fall zu vergegenwärtigen, dass nicht zwei afrikanische Menschen miteinander sprechen, sondern ein *weißer* zu einem *Schwarzen* Menschen. Weshalb fragen wir nicht einfach im ersten Gespräch nach dem Namen, wenn wir ein Gespräch initiieren oder die Person besser kennen lernen möchten? Würde man umgekehrt auch einen Europäer in Deutschland als Erstes nach seiner Herkunft fragen?

Angesichts der Kolonialvergangenheit stellt das Fallbeispiel eine Gesprächssituation dar, die in ihrem Gerüst sehr sensibel ist. Aus diesem Grund ist es notwendig, situativ und nach Gefühl zu handeln sowie zu beobachten, in welche Richtung das Gespräch verläuft, d. h. wie der ›Anderer‹ auf meine Äußerung reagiert und wie er sich dabei fühlt. Z. B. die direkte Frage danach, ob man den Menschen mit seinen Worten verletzt, würde dem Gegenüber zeigen, dass man sich mit der Problematik auseinandersetzt. In der Diskussion mit Teilnehmenden aus Afrika stellte sich heraus, dass einige die Frage nach der Herkunft als interessiert und kommunikationsfördernd einschätzten, andere sich wiederum aus obigem Grund diskriminiert fühlten.

>> Fallbeispiel 5

»Aber das stimmt doch, Schwarze können sich gut bewegen!«

Nein, es handelt sich hier um einen weit verbreiteten Irrglauben! Der Subtext dieser Äußerung könnte nämlich lauten: »Das haben sie im Blut.« Diese Äußerung ist im Wesen rassistisch. Vom äußerlichen Merkmal, in diesem Fall die Haut, auf charakterliche Eigenschaften oder Fähigkeiten einer Person oder gar einer gesamten Nation zu schließen wie: »Die haben Rhythmus im Blut« entspringt der biologistischen Denkweise. Sie geht von der falschen Annahme aus, dass Menschen in minder- und höherwertige Rassen eingeteilt werden könnten. Diesen Fehlglauben, der Jahrhunderte lang als wissenschaftlich begründeter Denkansatz erachtet wurde, missbrauchten Imperialmächte, um ihre falschen Machtansprüche zu legitimieren. Indem sie Fremdheitskonstruktionen entwarfen und afrikanischen Menschen Eigenschaften wie »unzivilisiert«, »primitiv« und deshalb »kulturbedürftig« zuschrieben, grenzten sie sich vom ›Anderen‹, der nicht der von ihnen gesetzten ›weißen Norm‹ entsprach, ab, mit der Absicht ihre eigene Nation aufzuwerten und darüber ihre ihnen vermeintlich zustehenden Privilegien auszuleben. Anke Poenicke (2003: S. 12) bringt diesen Sachverhalt auf den Punkt: »Es gibt keine Rassen, dafür aber Rassismus als ein von Menschen gemachtes Prinzip.«

>> Fallbeispiel 6

»Das ist doch kein Rassismus, wenn ich Schwarze in Schutz nehme.«

Dieses Beispiel kann nur im Kontext betrachtet werden, für diesen Fall erst einmal hypothetisch: Wir nehmen bei einer Konfliktsituation, in die *Schwarze* verwickelt sind, die Rolle der Beschützenden ein, weil wir das Bild im Kopf haben, der Auslöser für den Konflikt könne das äußere Erscheinungsbild sein, aufgrund dessen die Person diskriminiert würde. Auch dieses Fallbeispiel trägt rassistische Züge.⁹ Was genau ist passiert? Wir haben vor unserem Einschreiten bereits die Differenz unseres Gegenübers wahrgenommen und im Zuge dessen nach dem kategorischen Bild gehandelt: »Schwarze werden aufgrund ihrer Haut immer diskriminiert«. In einer solchen Situation ist ebenfalls entscheidend, wer mit wem, in

welcher zwischenmenschlichen Beziehung (flüchtig, bekannt, freundschaftlich) konfrontiert ist. Das In-Schutz-Nehmen einer unbekannt Person beispielsweise baut in diesem Kontext schnell eine Hierarchie zwischen *Weißem* und *Schwarzen* bzw. die Dichotomie Helfer/Opfer auf. Die zwischenmenschliche Begegnung verläuft dann nicht mehr auf gleicher Ebene. Darüber hinaus sprechen wir durch unser Einschreiten in die Konfliktsituation als *Weißer* auf gewisse Weise unserem Gegenüber seine Stimmgewalt ab. Wir sprechen für ihn, indem wir meinen, ihn grundsätzlich in Schutz nehmen zu müssen.

Im Folgenden möchte ich die in Prozessen zwischenmenschlicher Kommunikation empfundenen Hürden in der Bilanz betrachten und praktikable Lösungswege aufzeigen. Diese sollen lediglich Ansätze darstellen, die keinesfalls als Richtlinien zu verstehen sind, sondern der weiteren Reflexion sowie der Stärkung des interkulturellen, zwischenmenschlichen, aber auch zum Teil des wissenschaftlichen Umgangs dienen können.

LÖSUNGSWEGE UND AUSBLICK

Wie aus den Fallbeispielen hervorgeht, sind einige der empfundenen Hürden berechtigt, andere wiederum unnötig. Letztere resultierten womöglich aus Angst in der Tagungsrunde oder Öffentlichkeit »rassistisch rüberzukommen«.

Was den sprachlichen Umgang mit Afrika auf medialer Ebene sowie den kommunikativen Umgang in zwischenmenschlichen, interkulturellen Prozessen anbelangt, liegt es auf der Hand, dass eine generelle begriffliche Umstrukturierung bestimmter Termini erforderlich ist. Es genügt allerdings nicht, Termini unkommentiert zu ersetzen. Begriffe müssen in ihrem Entstehungskontext betrachtet und dies muss für alle Menschen öffentlich sichtbar und nachvollziehbar gemacht werden. Denn die Entstehungshistorie vieler Termini, die zum Teil im Geist des Imperialismus entstanden, ist den wenigsten bekannt. Vor diesem Hintergrund wurde beispielsweise der Begriff ›Neger‹ über die Jahre zwar in seinem Wesen als rassistisch erkannt, jedoch in vielen Fällen unwiderruflich gestrichen oder unkommentiert ersetzt wie z. B. bei dem neubetiteltem Kinderbuch »Pippi Langstrumpf und der Südseekönig«. Bis heute kennen nicht alle den genauen Ursprung dieses *tabuisierten* Begriffs. Das Prekäre dabei ist, dass jungen Generationen dadurch die

kritische Auseinandersetzung mit dieser Problematik regelrecht abgenommen wird.

Die strikten Linien der *political correctness* im Zusammenhang mit der Umstrukturierung von Terminologie sind durch Anke Poenickes Broschüre angeklungen. Poenickes Lösungsalternativen fundieren zwar auf einer wohlüberlegten Argumentationslinie, allerdings erscheinen sie meines Erachtens für zwischenmenschliche Kommunikation zum Teil zu statisch. Das kann an dem gewählten Untersuchungsschwerpunkt *Schulbücher* liegen, da man im Lehrmaterial darauf abzielt, auf textueller Ebene Problematiken sachlich zu benennen. Allerdings kommt in Poenickes Lösungen oft der Aspekt der Empathie zu kurz, die meines Erachtens auch Lernenden für sozio-dynamische und interkulturelle Kommunikationsprozesse nahe gebracht werden sollte. Ich halte Poenickes Alternativenkatalog für einen guten Reflexionsansatz. In der Umsetzung jedoch erscheint mir dieser nicht in jeder Situation angemessen, zumal in unmittelbaren Kommunikationsprozessen deutlich mehr Ebenen eine Rolle spielen als in einem textuellen Medium, nämlich Prosodie, Gestik, Mimik etc. Vor diesem Hintergrund sind für die direkte Verständigung zwischen afrikanischen und europäischen Gesprächsteilnehmenden situationsbedingtes Handeln, Empathie und Sensibilität unumgängliche Komponenten, vor allem auch, weil in Begegnungen wie diesen oft die emotionale Ebene berührt wird. Koloniale Vergangenheit, insbesondere das Thema der Unterdrückung sind noch längst nicht aufgearbeitet und die Konfrontation damit – von beiden Seiten – stellt einen langen, andauernden Prozess dar. Lösungsrichtungen können deshalb nur eingeschlagen werden. Ich möchte an dieser Stelle nochmals die Lösungsstrategie aus *Fallbeispiel 4* hervorheben: Im Gespräch – auf allen zwischenmenschlichen Ebenen – sensibel für die Befindlichkeit des ›Anderen‹ zu sein und ggf. direkt zu fragen, ob man die Person mit Worten oder Fragen verletzt. Die formalistischen Linien der *political correctness* können dafür noch so viele Begriffe haben – und diese sind keinesfalls zu verachten –, jedoch werden sie ein situatives kommunikatives und empathisches Handeln dadurch, dass sie gewisse Richtungen vorgeben, nicht ersetzen können. Im Kontext von interkulturellen, sozio-dynamischen Kommunikationsprozessen kann die Reaktion des Gegenübers auf meinen Beitrag je nach Situation, Verhältnis zu Gesprächspartnerinnen und -partnern, persönlichem Befinden, individueller

FÜHL MAL. EIN BLICK AUF DIE TAGUNG AFRIKABILDER: ZUM AFRIKADISKURS IN DEUTSCHEN MEDIEN UND ALLTAGSRASSISMUS

KATHARINA MEVISSSEN

Erfahrung etc. immer unterschiedlich ausfallen. Wie ich in einem solchen Gespräch agiere, ist also ein stückweit Ermessenssache. In diesem Zusammenhang ist vor allem zu betonen: Die Relevanz von Selbstbezeichnungen der Beteiligten, das Sprechen/lassen – beispielsweise die direkte Frage danach, wie sich die Person selbst sieht oder welcher Nation, Kultur, Sprache etc. sie sich zugehörig fühlt, um von dieser Identifikation auszugehen und dem Menschen nicht womöglich erneut Zuschreibungen aufzustülpen. Durch die vielen Fragen, die in den Tagungsrunden, aber auch im Nachhinein aufkamen, habe auch ich mich sehr befangen gefühlt. Viele der aufgezeigten Fallbeispiele stellten ebenso für mich persönliche Hürden im Gespräch mit bzw. in Anwesenheit von afrikanischen Menschen dar. Angesichts der Betroffenheit aller Teilnehmenden sowie der in den Diskussionen stark aufkommenden Emotionen, vor allem afrikanischer Beteiligter, ist es auch weiterhin schwer, die richtigen Worte zu finden – gedankliche Prozesse sind in diesem Kontext längst nicht abgeschlossen.

1 Die Dichotomie Schwarz/weiß impliziert, dass der Haut einer Person semantische Bedeutung beigemessen wird. Hierbei handelt es sich um eine Konstruktionsleistung des Menschen, die sich auf wahrgenommene Andersartigkeit stützt: Differenz wird durch subjektive Ordnungs- und Kategorisierungsabläufe im Kopf hergestellt und semantisch verformt.

Da ich durch diesen Text verdeutlichen möchte, welche entscheidende Rolle die frühkindliche Sozialisation für die Wahrnehmung der Welt spielt, werde ich mich im weiteren Verlauf u. a. auf die konstruktivistische Theorienbildung beziehen.

2 Poenicke, Anke: Afrika realistisch darstellen: Diskussionen und Alternativen zur gängigen Praxis – Schwerpunkt Schulbücher, Sankt Augustin 2003, Online-PDF: www.kas.de/wf/doc/kas_2019-544-1-30.pdf?040415181719.

Die Broschüre ist in der Reihe Zukunftsforum Politik, herausgegeben von der Konrad-Adenauer-Stiftung, erschienen. Poenickes Ausführungen stützen sich auf zahlreiche Beiträge einer für das Untersuchungsprojekt ausgewählten Fachgruppe, darunter auch auf Dr. Susan Arndt, Afrika-Literaturwissenschaftlerin an der Universität Bayreuth.

3 Anmerkung: In unserer heutigen Gesellschaft werden Fremdeiterfahrungen fälschlicherweise auf die Ebene des Nationalen reduziert und befremdliche Situationen im Alltag, die auf kleinster Ebene stattfinden, nicht als solche benannt bzw. selten als solche erkannt.

4 Mittlerweile wurde der Begriff durch Südseekönig ersetzt.

5 Die Bezeichnung *hautfarben* wird auch in anderen Kontexten verwendet. Die Problematik, die ihr Gebrauch mit sich zieht, möchte ich allerdings an diesem konkreten Beispiel aufzeigen, um zu verdeutlichen, welche entscheidende Rolle die frühe Sozialisationsphase eines Kindes für seine weitere Wahrnehmung von der Welt spielt.

6 Anmerkung: Die jeweils oben aufgeführten Zitate entsprechen nicht eins zu eins dem ursprünglichen Wortlaut des Gesagten, sondern sind sinngemäße Wiedergaben. Sie entspringen größtenteils meinem Erinnerungsvermögen. Die kursiv markierten Begriffe, die im Folgenden diskutiert werden sollen, sind die selbigen aus den Diskussionen.

7 Anmerkung: Dieser Beitrag bewegt sich meines Erachtens eher auf den geraden Linien der *political correctness* – also dem »Was darf ich sagen und was nicht«.

8 Das Prinzip des kritischen Umgangs mit der Thematik *AfrikaBilder* setzt das Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln in seiner institutionellen Konzeption um. In diesem steht nicht nur, wie in klassischen Völkerkundemuseen, die kulturelle Darstellung des »Anderen« im Fokus, sondern ebenfalls die Frage danach, wie es zu bestimmten Darstellungsweisen und Repräsentationen anderer Lebensentwürfe kommt. In der Ausstellung »Der verstellte Blick: Klischee und Vorurteil« sollen sich Besucherinnen und Besucher mit eigenen Bildern und Stereotypen beschäftigen. »Im Klischee-Container werfen wir einen kritischen Blick auf diese Vorurteile, klären über ihre Herkunft auf und argumentieren multimedial dagegen« (www.museenkoeln.de/rautenstrauch-joest-museum/). Menschen werden angeregt, bei sich selbst anzufangen, nach eigenen Rassismen zu forschen, bevor sie sich dem »Anderen« zuwenden (vgl. Vortrag von Prof. Dr. Bechhaus-Gerst, »In Afrika gibt es auch Hochhäuser? Die Auseinandersetzung mit dem Blick auf die »Anderen« am Beispiel des Rautenstrauch-Joest-Museums in Köln«).

9 Für diesen Fall wird fälschlicherweise oft der Begriff »positiver Rassismus« gebraucht.

Wenn ich Worte finden will für einen Teil des für mich Essentiellen der Tagung, einer Tagung der analytischen und reflexiv-kritischen Information und Auseinandersetzung, muss ich über Gefühle sprechen. Denn Rassismen und konstruierte AfrikaBilder kann ich nur dann aufweichen, wenn ich bereit bin, meine eigenen Emotionen mitzudenken.

Befreien Sie Afrika – am Mittwochabend der Tagung befinde ich mich im Kinosaal und in wechselnden, aufreibenden Gefühlen. Martin Baers Film läuft, für mich eine Bildergeschichte der Entwürdigung und Grausamkeit europäischer Akteure afrikanischen Menschen gegenüber. Ich fühle phasenhaft unterschiedlich: Zum einen empfinde Ekel, Abscheu, bin verletzt davon, dass die ausgeübte Grausamkeit kolonialer Handlungen und ihrer Fortsetzungen irreversibel sind. Zum anderen spüre ich den Impuls, laut und hilflos lachen zu müssen über die pervertierten und absurden Darstellungen. Zudem liegt Hilflosigkeit und Erschrockenheit, Gelähmtheit in den Resonanzen des Publikums, die ich teilen kann.

Die Situation im Kino ist ein Beispiel für die Einheiten der Tagung, die oft aufgeladen waren mit extremen, impulsiven oder subtilen Emotionen. Die Auseinandersetzung mit Rassismus, mit reduzierenden AfrikaBildern und ihrer Verfestigung als Dominanzverhältnis und gesellschaftliches Denkmuster ist für mich oft beanspruchend. So unflexibel und fest verinnerlicht scheinen mir häufig diese langjährig in unseren Köpfen erzeugten kolonialen Muster.

Doch die Reaktionen der Wut, Hilflosigkeit, Betroffenheit etc. während der Tagung und auch nach dem Film geben mir eine andere Perspektive darauf. Diese Gefühle zeigen mir, dass diese Konstruktionen nicht unveränderbar sind – dass eine Filmdarstellung, die einst lustig und unbedenklich aufgenommen wurde, heute Beschämung hervorrufen kann. Dies macht Entwicklung sichtbar. Ich bin es selbst, die sich Bilder und Medien aneignet, die ab dem Moment der Bewusstwerdung darüber entscheiden kann, was sie weiterhin verinnerlichen und reproduzieren will. Erlernte Muster sind mächtig, aber nicht allmächtig.

So hat mir die Tagung vor Augen geführt, dass in meiner komplexen, durchmischten Gesellschaft Räume des beginnenden Umbaus von mentalen Infrastrukturen des Rassismus geschaffen

werden können. In ihnen finden die Bewusstwerdung über den eigenen Schmerz und die alltäglichen Verletzungen oder die Betroffenheit über das Nicht-Frei-Sein von Rassismen statt. Der Kolonialismus und die Herrschaft weißer Normen verwunden und sind traumatisch für alle – für diejenigen, die dadurch Ausübende von Unterdrückung werden, und für diejenigen, denen in solchen Hierarchien der erfundene untergeordnete Rang aufgezwungen wird. Mir war der in einer Diskussion aufgekommene Begriff der »Gesellschaftstherapie« in diesem Kontext einprägsam. Ich denke, um weniger verletzende mentale Strukturen zu entwickeln, ist immer auch Raum für Gefühle, für Verwirrung, Wunden und Mitgefühl nötig, um mit dem Schrecken über die bisher verinnerlichten rassistischen Denkformen umzugehen.

In der Tagung gab es immer wieder geplante und ungeplante Räume für diese emotionalen Prozesse. Wie so oft stellt sich auch hier die Frage: Wie ist es möglich, das Anliegen der Tagung weiterzuverfolgen, solche Räume in der Öffentlichkeit zu öffnen?

ANHANG

MEHR ZU DEN THEMEN:

LITERATUR, MEDIEN, INTERNET-ADRESSEN, INFOS

TEIL I: ZUM AFRIKADISKURS IN DEUTSCHEN MEDIEN

AUGENZEUGEN – ZUM AFRIKABILD IN DER DEUTSCHEN GESCHICHTSSCHREIBUNG

Albrecht, Corinna / Wierlacher, Alois, *Kulturwissenschaftliche Xenologie*, in: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera, *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen, Ansätze, Perspektiven*, Stuttgart 2003.

Bergmann, Jörg, »Ein Engländer, ein Franzose und ein Bayer...« Über ethnische Stereotypen in der Alltagskommunikation, in: Bredella, Lothar / Christ, Herbert: *Begegnungen mit dem Fremden*, Gießen 1996.

Bitterli, Urs, *Die ›Wilden‹ und die ›Zivilisierten‹. Die europäisch-überseeische Begegnung*, München (Taschenbuchausgabe) 1982.

Borowka-Clausberg, Beate, *Balthasar Sprenger und der frühneuzeitliche Reisebericht*, München 1999.

Bouba, Aïssatou, »Kinder des Augenblicks«. Die Ethnien Deutsch-Nordkameruns in deutschsprachigen Reiseberichten (1850–1919), Bremen 2008.

Bouba, Aïssatou / Quintern, Detlev, *Das Bild von Afrika. Von kolonialer Einbildung zu transkultureller Verständigung. Interdisziplinäre Beiträge zum Afrikabild in den Wissenschaften*, Berlin 2010.

Eibach, Joachim, *Annäherung – Abgrenzung – Exotisierung: Typen der Wahrnehmung ›des Anderen‹ in Europa am Beispiel der Türken, Chinas und der Schweiz (16. bis frühes 19. Jahrhundert)*, in: Eibach, Joachim / Carl, Horst (Hg.), *Europäische Wahrnehmungen 1650–1850. Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse*, Hannover 2008.

Frübis, Hildegard, *Die Wirklichkeit des Fremden. Die Darstellung der Neuen Welt im 16. Jahrhundert*, Berlin 1995.

Jäger, Hans-Wolf, *Herder als Leser von Reiseliteratur*, in: ders. / Griep, Wolfgang (Hg.), *Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen*, Heidelberg 1986.

Le Huenen, Roland, *Qu'est-ce qu'un récit de voyage*, in: ders.: *Les modèles du récit de voyage*, Littérales no. 7, Nanterre 1990.

Lopes dos Santos, Marília, *Afrika. Eine neue Welt in deutschen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts*, Stuttgart 1992.

Lüsebrink, Hans-Jürgen, *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion – Fremdwahrnehmung – Kulturtransfer*, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart 2008.

Ruthner, Clemens, »Stereotype as a Suture«. Zur literatur- und kulturwissenschaftlichen Konzeptualisierung »nationaler« Bilderwelten, in: Fassmann, Heinz / Müller-Funk, Wolfgang / Uhl, Heidemarie (Hg.),

Kulturen der Differenz – Transformationsprozesse in Zentraleuropa nach 1989. Transdisziplinäre Perspektiven, Göttingen 2009.

SCHWARZ WEISSHEITEN. *Vom Umgang mit fremden Menschen, Katalog zur Sonderausstellung im Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg vom 28. Sept. 2001 bis 27. Januar 2002*, Oldenburg 2001.

Stanzel, Franz Karl, *Zur Literarischen Imagologie. Eine Einführung*, in: ders. (Hg.) unter Mitwirkung von Weil, Ingomar, *Europäischer Völker-Spiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg 1999.

Titzmann, Michael, *Aspekte der Fremdheitserfahrung. Die logisch-semiotische Konstruktion des ›Fremden‹ und des ›Selbst‹*, in: Lenz, Bernd (Hg.), *Fremdheitserfahrung und Fremdhedtdarstellung in okzidentalen Kulturen. Theorieansätze, Medien / Textsorten, Diskursformen*, Passau 1999.

AFRIKA IN MUSEEN UND SAMMLUNGEN

Abel, Herbert, *Vom Raritätenkabinett zum Bremer Überseemuseum. Die Geschichte einer hanseatischen Sammlung aus Übersee anlässlich ihres 75jährigen Bestehens*, Bremen 1970.

Arndt, Susan (Hg.), *AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland*, Münster 2001.

Arndt, Susan / Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.), *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, Münster 2011.

Bartling, Konrad, *Führer durch das Städtische Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen*, Bremen [1931].

Baur, Joachim, *Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes*, Bielefeld 2010.

Bechhaus-Gerst, Marianne / Gieseke, Sunna (Hg.), *Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*, Frankfurt u.a. 2006.

Briskorn von, Bettina, *Zur Sammlungsgeschichte afrikanischer Ethnographica im Übersee-Museum Bremen 1841–1945*, Bremen 2000.

Claußen, Susanne, *Anschauungssache Religion. Zur musealen Repräsentation religiöser Artefakte*, Bielefeld 2009.

Dech, Uwe Christian, *Sehenlernen im Museum: Ein Konzept zur Wahrnehmung und Präsentation von Exponaten*, Bielefeld 2003.

Eggers, Maureen Maisha / Kilomba, Grada / Piesche, Peggy / Arndt, Susan (Hg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster 2005.

Engelhard, Jutta / Schneider, Klaus (Hg.), *Der Mensch in seinen Welten. Das neue Rautenstrauch-Joest-Museum – Kulturen der Welt*, Köln 2010.

Gersch, Petra, *Unverwechselbare Merkorte: Beschreibungssystem zur mehrdimensionalen Ausstellungsgestaltung*, Dissertation, Duisburg / Essen 2010, Online.: <http://d-nb.info/1004420269/34>.

Hundt, Wulf D. (Hg.), *Entfremdete Körper. Rassismus als Leichenschändung*, Bielefeld 2009.

Jahresberichte des städtischen Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde für die Jahre 1893–1918, in: *Mitteilungen des Senats*, [1893–1918]

Kazeem, Belinda / Martinz-Turek, Charlotte / Sternfeld, Nora (Hg.), *Das Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien*, Wien 2009.

Laukötter, Anja, *Von der »Kultur« zur »Rasse« – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, Bielefeld 2007.

Lüderwaldt, Andreas, *Die »Handels- und Kolonialausstellung« von 1890*, in: Roder, Hartmut (Hg.), *Bremen – Handelsstadt am Fluss*, Bremen 1995.

Pöhlmann, Wolfer, *Handbuch zur Ausstellungspraxis von A–Z*, Berlin 2007.

Seybold, Silke, »... alles, was an die alte Zeit erinnert, ist verloren gegangen – für immer«. Zur Herero-Sammlung und deren Präsentation im Überseemuseum Bremen, in: *Das Somali-Dorf in Oldenburg 1905 – eine vergessene Kolonialgeschichte?*, Oldenburg 2005.

Stelzig, Christine, *Afrika am Museum für Völkerkunde zu Berlin 1873–1919. Aneignung, Darstellung und Konstruktion eines Kontinents*, Herbolzheim 2004.

Übersee-Museum Bremen, *Führer durch die völkerkundliche Ausstellung*, Bremen o. J. (zwischen 1962–1976).

Waidacher, Friedrich, *Museologie – knapp gefasst*, Wien 2005.

Zimmerer, Jürgen / Zeller, Joachim, *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*, Berlin 2003.

Weblinks

www.kopfwelten.org/ausstellung/ – Webpräsenz einer Ausstellung zum Thema AfrikaBilder.

www.museenkoeln.de/rautenstrauch-joest-museum/ – Webpräsenz des Rautenstrauch-Joest-Museums Köln.

www.whitecharity.de/index.htm – Webpräsenz zum Thema Weißsein und Schwarzsein auf Werbeplakaten von entwicklungspolitischen

Organisationen und Missionen und deren Einfluss darauf, wie in Deutschland Schwarze und weiße Identitäten konstruiert werden.

AFRIKA IN FILM / FOTOGRAFIE / JOURNALISMUS / POPKULTUR

Arndt, Susan / Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.), *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, Münster 2011.

Attikpoe, Kodjo, *Von der Stereotypisierung zur Wahrnehmung des »Anderen«. Zum Bild der Schwarzafrikaner in neueren deutschsprachigen Kinder- und Jugendbüchern (1980–1999)*, Frankfurt a. M. 2003.

Berger, John, *Sehen: das Bild der Welt in der Bilderwelt*, Reinbek 1974.

Bernatzik, Hugo A., *Gari Gari – Der Ruf der afrikanischen Wildnis*, Wien / Zürich / Prag 1935.

Bitterli, Urs, *Die Entdeckung des schwarzen Afrikaners. Versuch einer Geistesgeschichte der europäisch-afrikanischen Beziehungen an der Guineaküste im 17. und 18. Jahrhundert*, Zürich 2. Aufl. 1980.

Bourdieu, Pierre / Boltanski, Luc / Castel, Robert u.a. (Hg.), *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*, Frankfurt a.M. 1981.

Conrad, Joseph, *Herz der Finsternis*, München 2005 (englische Erstausgabe 1899, deutsche Erstausgabe 1926).

Freund, Gisèle, *Photographie und Gesellschaft*, Reineck 1979.

Glaserapp, Jörn, *Späte Rückkehr: Leni Riefenstahls Nuba*, in: Wodi-anka, Stephanie (Hg.), *Mythosaktualisierungen. Tradierungs- und Generierungspotentiale einer alten Erinnerungsform*, Berlin u.a. 2006.

Grinker, Roy R. / Steiner, Christopher Burghard (Hg.), *Perspectives on Africa: a reader in culture, history, and representation*, Oxford u.a. 1997.

Hafez, Kai, *Mythos Globalisierung. Warum die Medien nicht grenzenlos sind*, Wiesbaden 2005.

Hahn, Oliver, *Deutsche Auslandskorrespondenten. Ein Handbuch*, Konstanz 2008.

Hall, Stewart, *Representation: Cultural Representation and Signifying Practices* 1997, London 2007.

Hannerz, Ulf, *Foreign News. Exploring the World of Foreign Correspondents*, Chicago 2004.

Herkenhoff, Michael, *Der dunkle Kontinent. Das Afrikabild im Mittelalter bis zum 12. Jahrhundert*, Pfaffenweiler 1990.

Horlemann, Jürgen, *Ein Tag für Afrika oder Wie Hunger verkauft wird. Zur Fernsehberichterstattung über die Hungerkatastrophe in der Dritten Welt am Beispiel Afrika*, Berlin 1987.

Hove van, Johnny, »Tribal Battlefield Congo? The DRC in Mainstream Media«, in: *Indymedia.be*, 30. März 2009, Online: www.indymedia.be/index.html%3Fq=node%252F32418.html.

Ders., *Western Peacekeeping in the Congo? The DRC in Mainstream Media (Part 2)*, in: *Indymedia.be*, 2. April 2009, Online: www.indymedia.be/index.html%3Fq=node%252F32478.html.

Ders., *Time Machine Congo? The DRC in Mainstream Media (Part 3)*, in: *Indymedia.be*, 6. April 2009, Online: www.indymedia.be/index.html%3Fq=node%252F32549.html.

Krems, Olaf, *Der Blackout-Kontinent. Projektion und Reproduktion eurozentrischer Afrika- und Afrikanerbilder unter besonderer Berücksichtigung der Berichterstattung in deutschsprachigen Massenmedien*, Dissertation, Münster 2002. Online-PDFs: http://miami.uni-muenster.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-860/01_titelblatt.pdf

Michler, Walter, *Weißbuch Afrika*, Bonn 2., völlig überarb. und erw. Aufl. 1991.

Miller, Christopher L., *Blank Darkness. Africanist Discourse in French*, Chicago 1985.

Moos, Monika, *Die Afrika-Berichterstattung des Deutschen Fernsehens 1971–75. Ein Beispiel von Wirklichkeit und Reportage*, Rheinstetten 1977.

Mükke, Lutz, »Journalisten der Finsternis. Akteure, Strukturen und Potenziale deutscher Afrika-Berichterstattung«, Köln 2009.

Nzongola-Ntalaja, Georges, *The Congo from Leopold to Kabila. A People's History*, London 3. Aufl. 2007.

Paeffgen, Manfred, *Das Bild Schwarz-Afrikas in der öffentlichen Meinung der Bundesrepublik Deutschland 1949–1972*, München 1976.

Reybrouck van, David, *Kongo. Eine Geschichte*, Berlin 2012.

Sonntag, Susan, *Im Zeichen des Saturn. Essays*, München / Wien 1981.

Stearns, Jason, *Dancing in the Glory of Monsters: The Collapse of the Congo and the Great War of Africa*, New York 2011.

Steiger, Ricabeth / Taureg, Martin, *Körperphantasien auf Reisen*, in: Barche, Gisela / Köhler, Michael (Hg.) *Das Aktfoto – Ansichten vom Körper im fotografischen Zeitalter. Ästhetik, Geschichte, Ideologie*, München / Luzern 1985.

Teutsch, Katharina, *Rohstoff Afrika*, in: *Der Tagesspiegel* v. 6. Mai 2012, Online: www.tagesspiegel.de/kultur/buch-der-woche-rohstoff-afrika/6594426.html.

Wackwitz, Stephan, *Die neue Entdeckung Afrikas*, in: *Welt Online* v. 29. April 2012, Online: www.welt.de/print/wams/kultur/article106236769/Die-neue-Entdeckung-Afrikas.html.

Zieser, Gernot, *Die Propagandastrategie Biafras im nigerianischen Bürgerkrieg (1967–1970). Eine Modelluntersuchung zur interkulturellen Kommunikation zwischen Entwicklungs- und Industrieländern*, in: *Publizistik*, Bd. 16, Köln 1971 (auch als Separatdruck).

Internet-Adressen zu Bildarchiven und Sammlungen

www.Frobenius-Institut.de – Webpräsenz des von dem deutschen Afrika-Forscher Leo Frobenius (1873 – 1938) gegründeten wissenschaftlichen Archivs. In dessen Bestand, der in einem offenen Online-Zugang eingesehen werden kann, befindet sich ein ethnographisches Bildarchiv mit fast 30.000 historischen Illustrationen sowie ein Fotoarchiv mit ca. 60.000 historischen Aufnahmen.

www.Spiegelonline.de/Sammlung/PeterWeiss/KolonialeBilderwelten
www.museumkoeln.de/rautenstrauch-joest/museum/download/Bulletin199104_LichtUndSchatten.pdf

Filme

Bringmann, Peter F. (Regie; Drehbuch: Mattner, Christoph), *African Timber*, 1989.

Ciampi, Yves (Regie; Drehbuch: ders. / Bost, Jacques-Laurent / Tachella, Jean-Charles), *Die Helden sind müde [Les Héros sont fatigués]*, 1955.

Grzimek, Bernhard (Regie, Drehbuch), *Kein Platz für wilde Tiere*, Film 1956, Buch 1954.

Grzimek, Michael / Grzimek, Bernhard (Regie, Drehbuch), *Serengeti darf nicht sterben*, 1959.

Hoffmann, Kurt (Regie; Drehbuch: Stemmler, Robert A.), *Quax der Bruchpilot*, 1941.

Jacobs, Werner (Regie; Drehbuch: Hendrich, Johannes / Nosseck, Max), *Münchhausen in Afrika*, alternativ: *Unser Pauker ist der Beste*, 1957.

May, Joe (Regie u.a.; Drehbuch: ders. / Goetz, Ruth / Hutter, Richard / Roellinghoff, Wilhelm / Lang, Fritz), *Die Herrin der Welt* (8teilig), 1919.

R. & R. (d. i. Raleigh, Charles / Schwobthaler, Robert), *Die Wilden beim Eisenbahnbau*, 1907.

Dies., *Unsere Schutztruppe in Deutsch-Süd-West-Afrika*, 1911.

Riedelsperger, Erhard (Regie; Drehbuch: Christian Frei), *Der Kapitän: Zwischen den Fronten*, 1996.

Selpin, Herbert (Regie; Drehbuch: ders. / Salomon, Ernst von / Zerklett-Olfenius, Walter), *Carl Peters*, 1941.

Steinke, Michael (Regie; Drehbuch: Ewald, Marlies), *Traumschiff: Namibia*, 1999.

Ders. (Regie; Drehbuch: Mestre, Ulrich del), *Traumschiff: Sambia*, 2003.

Tögel, Hans-Jürgen (Regie), *Traumschiff: Südafrika*, 1993.

Ders. (Regie; Drehbuch: Mestre, Ulrich del), *Traumschiff: Botswana*, 2006.

Vohrer, Alfred (Regie; Drehbuch: Heuser, Kurt / Hurdalek, Georg), *Unser Haus in Kamerun*, 1961.

Ders. (Regie; Drehbuch: Reinecker, Herbert / Lichtenfeld, Herbert / Tinney, Claus), *Traumschiff: Kenia*, 1983.

Weiss, Helmut (Regie; Drehbuch: Neumeister, Wolf), *Quax in Afrika (Quax in Fahrt)*, (40er Jahre, Uraufführung 1953).

Weiterführende Medien (CD)

Makeba, Miriam, »Lumumba«. *Keep Me in Mind*. DRG Records, 1970, Warner Bros. 2002.

Monsieur R, »De Buenos Aires à Kinshasa«, Wumb, 2007.

More, Tanja, »Lumumba«. Intensiv. AMUSIKA, 2009.

Nas, »My Country«. Stillmatic, Sony, 2001.

The Spencer Davis Group, »Waltz for Lumumba«. *Revolutions: The Very Best of Steve Winwood*, Universal Music, 2001.

Zeka, Prince, »Lumumba«. *Maturité*, Geco 2007.

AFRIKA IN KINDER- UND SCHULBÜCHERN

Bukow, Wolf-Dietrich, *Fremdheitskonzepte in der multikulturellen Gesellschaft*, in: Kiesel, Doron / Messerschmidt, Astrid / Scherr, Albert (Hg.), *Die Erfindung der Fremdheit. Zur Kontroverse um Gleichheit und Differenz im Sozialstaat*, Frankfurt a. M. 1999.

Mills, Sara, *Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis*, Tübingen / Basel 2007.

Poenicke, Anke, *Afrika in deutschen Medien und Schulbüchern*, Sankt Augustin 2001, Online-PDF: www.kas.de/wf/doc/kas_177-544-1-30.pdf?040415180721.

Dies., *Afrika realistisch darstellen. Diskussionen und Alternativen zur gängigen Praxis – Schwerpunkt Schulbücher*, Sankt Augustin 2003, Online-PDF: www.kas.de/wf/doc/kas_2019-544-1-30.pdf?040415181719.

Scherr, Albert, *Die Konstruktion von Fremdheit in sozialen Prozessen. Zur Kritik und Weiterentwicklung soziologischer und erziehungswissen-*

schaftlicher Fremdheitsdiskurse, in: Kiesel, Doron / Messerschmidt, Astrid / Scherr, Albert (Hg.), *Die Erfindung der Fremdheit. Zur Kontroverse um Gleichheit und Differenz im Sozialstaat*, Frankfurt a. M. 1999.

Spivak, Gayatri Chakravorty, *Can the Subaltern Speak?*, in: *Can the Subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*, Wien 2007.

Wollrad, Eske, »Dass er so weiß nicht ist wie ihr« – *Rassismus in westdeutschen Kinder- und Jugendbüchern*, in: Melter, Claus (Hg.), *Rassismuskritik, Bd. 1: Rassismustheorie und -forschung*, Schwabach 2009.

Ders., *Kolonialrassistische Stereotype und Weiße Dominanz in der Pippi Langstrumpf-Trilogie*, in: Benz, Wolfgang (Hg.), *Vorurteile in der Kinder- und Jugendliteratur. Reihe Positionen, Perspektiven, Diagnosen*, Bd. 5, Berlin 2010.

Ders., *Koloniale Echos – Rassismus in Kinderbüchern*, in: Arndt, Susan / Ofuately-Alazard, Nadja (Hg.), *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, Münster 2011.

Ders., *Das Gift der frühen Jahre. Rassismus und Weiße Dominanz in Kinderbüchern*, (erscheint 2013).

Schulbücher

Askani, Bernhard / Wagener, Elmar (Hg.), *Anno, Bd. 3. Von der französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg*, Braunschweig 1996.

Berger-von der Heide, Thomas / Oomen, Hans-Gert (Hg.), *Entdecken und Verstehen, Bd. 2: Von der Reformation bis zur Weimarer Republik*, Berlin 2009.

Brückmann, Asmut, *Historisch-Politische Weltkunde. Die europäische Expansion – Kolonialismus und Imperialismus 1492 – 1918*, Sek. 2 Kollegstufe, Leipzig 1993.

Brückner, Dieter / Lachner, Hannelore (Hg.), *Geschichte erleben, Bd. 4: Von der Industrialisierung bis zum Zweiten Weltkrieg*, Bamberg 2003.

Eichhorn, Frank / Jäckel, Kai (Hg.), *Trio, Bd. 7/8. Schülerband Geschichte, Erdkunde, Politik* (2009).

Osburg, Florian / Klose, Dagmar (Hg.), *Expedition Geschichte, Bd. 3: Von der Zeit des Imperialismus bis zur Gegenwart*, Frankfurt a. M. 1999.

TEIL II: RASSISMUS- UND WEISSEINSREFLEXIONEN ZWISCHEN WISSENSCHAFT UND PRAXIS

WEISSEINSREFLEXIONEN UND ANTIDISKRIMINIERUNG – BEISPIELE FÜR DIE PRAXIS

Aikins, Joshua Kwesi / Kopp, Christian, *Die alltägliche Gegenwart der kolonialen Vergangenheit*, in: AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln / cyberNomads (cbN) (Hg.), *The BlackBook. Deutschlands Häutungen*, Frankfurt a. M. 2004.

Dies., *Dossier. Straßennamen mit Bezügen zum Kolonialismus in Berlin*, Berlin 2008, Online-PDF: http://ber-ev.de/download/BER/03-positionen/f-kolonial/2008-11-13_dossier-kolonialistische-strassennamen.pdf.
oder: http://evrimsommer.de/evrimbaba_de/evrimbaba.de/www.evrimbaba.de/serveDocument1eee.pdf?id=186&file=4/0/360.pdf

Eckert, Andreas / Wirz, Albert, *Wir nicht, die anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus*, in: Conrad, Sebastian (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002.

Gatter, Thomas, »Buten un binnen, wagen un winnen!«. *Bremen und der Kolonialismus*, in: Heyden, Ulrich van der / Zeller, Joachim (Hg.): *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt 2007.

Golly, Nadine, *Koloniale Spuren in Oldenburg*, in: dies. / Cohrs, Stephan (Hg.), *Deplatziert! Interventionen postkolonialer Kritik*, Berlin 2008.

Ha, Kien Nghi, *Mach(t)raum(a) Berlin – Deutschland als Kolonialgesellschaft*, in: Eggers, Maureen Maisha / Kilomba, Grada / Piesche, Peggy / Arndt, Susan (Hg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster 2005.

Ders., *People of Color – Koloniale Ambivalenzen und historische Kämpfe*, in: ders. (Hg.), *Re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*, Münster 2007.

Heyden van der, Ulrich / Zeller, Joachim: *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt 2007.

Hinz, Manfred O., *Namibia. Die Aktualität des kolonialen Verhältnisses. Beiträge aus dem Projekt »Politische Landeskunde Namibias« (= Diskurs. Bremer Beiträge zu Wissenschaft und Gesellschaft 6)*, Bremen 1982.

Jokinen, Teppo u.a. (Hg.), *Schimmelmann > pp. Hamburg entfernt ein Kolonialdenkmal. Online-PDF zur Veranstaltungsreihe*, in: www.wandsbektransformation.de/PDF_WT/SchimppReader.pdf, Hamburg 2009.

Litzba, Dorothea, *Die Aktion Lüderitzstraße. Erfahrungen einer Initiativbewegung*, in: Hinz, Manfred O., a.a.O.

Zeller, Joachim, *Dekolonisation des Öffentlichen Raumes. (Post-)Koloniale Erinnerungskultur in Deutschland*, Hamburg 2009.

Weblink

›Der Elefant!‹ e.V., www.der-elefant-bremen.de

AUTORINNEN UND AUTOREN

Dr. Susan Arndt ist Professorin für Englische Literaturwissenschaft und Anglophone Literaturen an der Universität Bayreuth. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Frauenliteratur und Feminismus in Afrika; Migration, Diaspora und Black Europe; englische/britische Literatur des 16.–19. Jahrhunderts sowie kritische Weißseinsforschung. Regional liegen ihre Schwerpunkte auf West- und Südafrika, Großbritannien, Deutschland sowie afrikanischer Diaspora. 2012 hat sie beim C.H. Beck Verlag München das Buch »Die 101 wichtigsten Fragen zu Rassismus« veröffentlicht.

Martin Baer ist Kameramann, Autor und Regisseur. Nach seiner Ausbildung zum Kameramann beim ZDF und an der Fachschule für Optik und Fototechnik Berlin drehte er zahlreiche Reportagen, Dokumentarfilme, Opern-, Konzert- und Theateraufzeichnungen. Als Autor, Regisseur und Kameramann hat er Dokumentarfilme vor allem zu historischen Themen und über Afrika (»Befreien Sie Afrika!«, »Weiße Geister – der Kolonialkrieg gegen die Herero«) realisiert. Seine Filme liefen auf vielen internationalen Festivals und wurden mehrfach ausgezeichnet. Martin Baer ist Autor des Buches »Eine Kopfgagd – Deutsche in Ostafrika«.

Dr. Marianne Bechhaus-Gerst ist Professorin für Afrikanistik an der Universität zu Köln. Sie forscht zur deutschen Kolonialgeschichte, zur Geschichte von Menschen afrikanischer Herkunft in Deutschland und zu AfrikaBildern in Alltag und Wissenschaft. Sie war Gastkuratorin für die Abteilung »Der verstellte Blick« im Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln und hat zahlreiche weitere Ausstellungen kuratiert.

Dr. Aïssatou Bouba ist Literaturwissenschaftlerin und Lehrbeauftragte für Germanistik und Romanistik an der Universität Bremen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Deutsche Literatur (Frühe Neuzeit (u. a. Renaissance, Barock, Aufklärung) und Neuzeit (18. und 19. Jahrhundert)); Romanistische Literaturwissenschaft (Neuzeit), Postkoloniale Theorien, Imagologie, Kulturkontakt, Fremdheitserfahrung und Alteritätstheorien, feministische Literaturwissenschaft und Gendertheorien.

Kathrin Buhl, B.A. Kultur- und Politikwissenschaft, studiert im Master-Studiengang Transkulturelle Studien an der Universität Bremen. Ihre Interessenschwerpunkte sind Postkoloniale Studien und Urban Ethnography.

Elisabeth Dulko, B.A. Frankoromanistik und Linguistik (Fachbereich 10: Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Bremen), verfasste ihre Bachelor-Thesis zur Darstellung des Frauenbildes in der maghrebinischen Literatur unter dem kulturwissenschaftlichen Aspekt »Schreiben in französischer Sprache – Selbstenthüllung oder

Selbstentfremdung«. Zurzeit ist sie Studentin im Master-Studiengang Transkulturelle Studien (Fachbereich 9: Kulturwissenschaften) an der Universität Bremen. Ihre Profilschwerpunkte sind Postkoloniale Studien, Diskursanalyse, kritische Reflexion von Weißsein sowie Alltags-Rassismus.

Janne Grote, M. A. Soziologie, Politikwissenschaft und Ethnologie, promoviert zum Thema »Identitätsmanagement von deutschen Jugendlichen mit ghanaischem, türkischem, polnischem und ohne Migrationshintergrund im Übergang nach der Schule – Multiple, hybride und Bindestrich-Identitäten im Aushandlungsprozess« am Hans-Böckler-Forschungskolleg »Migration und soziale Ungleichheit« an der Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS). Außerdem ist er freiberuflicher Referent für politische Bildung mit den Schwerpunkten Migration, Interkulturalität und Identitätsarbeit von Jugendlichen.

Johnny van Hove, studierte English-Speaking Cultures und Geschichte (B. A.) sowie Transkulturelle Studien (M. A.) an der Universität Bremen. Zurzeit promoviert er in Geschichte am International Graduate Center for the Study of Culture an der Universität Gießen. Seine Forschungsschwerpunkte sind die afroamerikanische Bürgerrechtsbewegung und die Kongo-Diskurse afroamerikanischer Intellektueller in den Sechzigern. Darüber hinaus ist er Co-Autor des niederländischsprachigen Readers *Media en Racisme* (Brüssel: Epo/Indymedia, 2009). Er veröffentlichte zahlreiche Artikel über postkoloniale Themen für belgische, deutsche und amerikanische Medien wie z.B. *MiGAZIN*, *DeWereldMorgen*, *The Dissident Voice*, *Rekto: Verso*.

Lothar Jansen ist Bildungsreferent in der Geschäftsstelle des Bundesarbeitskreises ARBEIT UND LEBEN und dort u. a. zuständig für die Durchführung des Programmbereichs Entwicklungspolitische Bildung.

Dr. Margrit E. Kaufmann ist Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin und arbeitet als Senior Researcher im Bremer Institut für Kulturforschung (bik), FB 9 der Universität Bremen. Sie hat promoviert mit einer theoretischen und diskursanalytischen Arbeit zur Verwobenheit von Rassismus und Sexismus und forscht weiterhin zu intersektionalen Diversity Studies sowie zum Umgang mit Vielfalt in Organisationen/ Institutionen. Im Zentrum ihrer Tätigkeiten steht der Transfer zwischen Wissenschaft und gesellschaftlichen Praxisfeldern. Sie ist Mitbegründerin des BremerForum: Diversity und begleitet als wissenschaftliche Expertin die Diversity Prozesse an der Universität Bremen.

Maike Koschorreck, M. A. Anglistik und Kulturwissenschaft, promoviert zum Thema »Kulturelle Vielfalt als institutionelle Herausforderung für das deutsche Bildungssystem«. Sie ist Stipendiatin der ZEIT Bucerius Stiftung im internationalen Ph.D.-Stipendienprogramm für Migrationsstudien »Settling into Motion«. Zudem ist sie Mitglied im Hans-Böckler-Forschungskolleg »Migration und soziale Ungleichheit« an der Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS).

Barbara Menke ist Bundesgeschäftsführerin von ARBEIT UND LEBEN. Mit Landesorganisationen in den Bundesländern und über 160 lokalen und regionalen Einrichtungen sowie dem Bundesarbeitskreis als gemeinsamem Dach ist ARBEIT UND LEBEN bundesweit präsent und erreicht jährlich ca. 300.000 Jugendliche und Erwachsene.

Katharina Mevissen ist Studentin der Fächer Kultur- und Religionswissenschaft (B.A.) an der Universität Bremen.

Dr. Lutz Mükke studierte Journalistik und Afrikanistik an der Universität Leipzig und der Makerere University Kamapla / Uganda. Er promovierte zum Thema »Auslandskorrespondent/-korrespondent«, ist Herausgeber der internationalen Journalismus-Zeitschrift »Message« und gibt unter anderem Seminare zu methodischer Recherche, Auslands-, Medien-, narrativem Journalismus sowie zu Methoden der Journalismusforschung. Journalistische Erfahrungen sammelte er im Print-, TV-, Foto- und Agenturbereich, in ländlich-abgelegenen Lokalredaktionen, aber auch in überregionalen Medien wie Die Zeit, FAZ oder ARD. Er arbeitete in Krisen- und Kriegsgebieten wie der DR Kongo, Somalia, Afghanistan, Sudan, Äthiopien und Brüssel. Lutz Mükke ist Mitglied von Netzwerk Recherche und des Vorstandes des European Fund for Investigative Journalism.

Anke Namgalies, M. Ed. Kunstpädagogik und Französisch an der Universität Bremen, sammelte nach ihrem Abschluss im Bachelor of Arts fachbezogene und pädagogische Erfahrungen als Assistentin an einer Schule in Luxemburg (Stadt). Ihre Abschlussarbeit im Master of Education schrieb sie im Fach Kunstpädagogik über ästhetische Wahrnehmung und Interventionen im öffentlichen Raum. Zurzeit ist sie Referendarin am Gymnasium Schillerschule in Hannover.

Sally Mary Riedel studiert Ethnologie an der Universität Hamburg. Für ihre Magisterarbeit forschte sie in Hamburg zum Thema »Die Bedeutung von Remittances unter westafrikanisch-muslimischen MigrantInnen«. Seit 2009 ist sie Projektkoordinatorin und Anti-Diskriminierungs-Trainerin des »Yes-Projekts« bei verikom – Verbund für interkulturelle Kommunikation und Bildung e.V. Zudem arbeitet sie in deutsch-französischen Begegnungen mit dem Schwerpunkt Jugend und Interkulturalität.

Kim Annakathrin Ronacher, Kulturwissenschaftlerin, arbeitet als freiberufliche Referentin für politische Bildung mit den Schwerpunkten Gender, kritische Reflexion von Weißsein / Rassismus und Diversity. Sie ist außerdem Jugendbildungsreferentin bei der DGB-Jugend Bremen.

Silke Seybold, M. A. Ethnologie, Geographie und Pädagogik, hat an der Johannes-Gutenberg Universität Mainz und an der School of Oriental and African Studies (SOAS) London studiert. 1999–2004 hat sie ein Projekt zur Rettung des historischen Bildbestandes am Übersee-Museum Bremen aufgebaut und geleitet. Seit 2002 ist sie Lehrbeauftragte an der Universität Bremen, seit 2003 Leiterin des Sachgebietes Afrika am Übersee-Museum Bremen und seit 2004 Projektleiterin für mehrere große Ausstellungen.

Manfred Weule, M. A. Kunst- und Medienpädagogik, arbeitet seit 1991 als pädagogischer Mitarbeiter bei ARBEIT UND LEBEN Bremen. Seit 2008 engagiert er sich im Bereich der kulturellen Bildung in der Republik Niger (Westafrika). Dazu gehört die ehrenamtliche Mitarbeit im Musée National Boubou Hama in der Hauptstadt Niamey sowie die Förderung muttersprachlicher (bilingualer) Kinder- und Jugendliteratur in Niger.

Dr. Eske Wollrad ist evangelische feministische Theologin. Sie promovierte zu afrikanisch-amerikanischer feministischer Theorie und Theologie, forschte zu Rassismus, den *Critical Whiteness Studies*, Weißsein und Postkolonialismus. Ihr Buch »Das Gift der frühen Jahre. Rassismus und weiße Dominanz in Kinderbüchern« ist im Oktober 2012 im UNRAST-Verlag erschienen.

Dr. Sénouvo Agbota Zinsou ist Autor und Dozent an der Universität Bayreuth. Zudem ist er Gründer und Leiter des Internationalen Atelier-Theaters Bayreuth. Er ist Theoretiker und Praktiker, Wissenschaftler, Schauspieler und Regisseur. Nach einem Studium der Literaturwissenschaft in Lomé (Togo / Westafrika) wandte er sich in Paris der Theaterwissenschaft zu und promovierte in diesem Fach in Bordeaux. Er erhielt zweimal den Preis für Interafrikanisches Theater (Grand Prix du Théâtre Africain). Von 1974 bis 1992 war er Leiter des Nationaltheaters von Togo, wo er mehr als 30 Stücke schrieb und inszenierte. Als Autor schreibt Zinsou Romane, Erzählungen (zuletzt *Le médicament*, Paris 2003) und Märchen.

Mit finanzieller Unterstützung des

BMZ



Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung